

# Deutsche Rundschau

*Herausgegeben  
von Rudolf Pechel*

## AUS DEM INHALT:

Rudolf Pechel: Nationalismus / Cincinnatus:  
Warum schweigt die Landwirtschaft? / Roland  
Dorgelès: Als ich Vivette liebte / Hanns-Erich  
Haack: Bergab, in die Nacht / Hans-Günther  
Brexler: Die Flüchtlingsfrage psychologisch ge-  
sehen / Roman Boos: Die Struktur europäischer  
Solidarität / Paul Rothenbücher: Ironie, Witz  
und Fragment im Schaffen Friedrich Schlegels  
E. v. Puttkamer: Skandinavischer Widerstand  
Leo v. Boxberger: Geistiger Sturmlauf gegen das  
Kolonialsystem / Ernst Brödner: Föderalismus?

71. JAHRGANG

*Heft 2*

FEBRUAR 1948

# Deutsche Rundschau

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECH

71. Jahrgang, Heft 2

Februar 1946

## Inhaltsverzeichnis

RUDOLF PECHEL: Nationalismus . . . . .	87
PAUL DEHNERT: Einkehr . . . . .	96
ERNST BRODNER: Föderalismus? . . . . .	97
ROMAN BOOS: Die Struktur europäischer Solidarität . . . . .	103
LEO v. BOXBERGER: Geistiger Sturmlauf gegen das Kolonialsystem . . . . .	106
CINCINNATUS: Warum schweigt die Landwirtschaft? . . . . .	109
HANS-GUNTHER BRESSLER: Die Flüchtlingsfrage psychologisch gesehen . . . . .	119
WALTHER HEUER: Lichter im Nebel . . . . .	122
ELLINOR v. PUTTKAMER: Skandinavischer Widerstand . . . . .	123
HARALD, HANSEN: Gebet . . . . .	126
HANNES-ERICH HAACK: Bergab, in die Nacht . . . . .	127
RUDOLF HAGELSTANGE: Der sanfte Adler . . . . .	133
PAUL ROTHENBÜCHER: Ironie, Witz und Fragment im Schaffen Friedrich Schlegels . . . . .	135
FRANZ EVERS: Aufblick . . . . .	143
FRIEDRICH LENZ: Alfred Weber . . . . .	144

## Rundschau

Der Kampf um den Frieden in Amerika S. 145 — Zwischen Krieg und Frieden S. 147  
Rußland und Amerika S. 149 — Die Außenpolitik des Präsidenten und der Marshall-Plan S. 150 — "This is a christian nation" S. 152 — „Rußland und Deutschland“ S. 153 — Deutschland — eine Probe der Weltzusammenarbeit S. 154 — Die gefährliche Kunstkritik S. 154 — Die Truman-Hilfe S. 155

ROLAND DORGELES: Als ich Vivette liebte . . . . . 156

## Literarische Rundschau

Politik und Geschichte S. 162 — Nun singen sie wieder S. 164 — Das gute Recht S. 165 — Begegnung mit Rilke S. 166

Veröffentlicht unter Zulassung Nr. 17 der  
Britischen Militärregierung

Herstellung, Auslieferung und Anzeigen-  
verwaltung: Verlag Albert Nauck & Co.,  
Berlin-Charlottenburg 2, Gutenbergstraße 3,  
Fernruf: 39 36 35, Verlagslizenz: CB 15 B

Bestellungen: bei den Postanstalten, jeder  
Buchhandlung oder direkt beim Verlag  
Albert Nauck & Co., Bln.-Charlottenburg 2

Bezugspreis: vierteljährlich 6.- RM, zuzüglich  
ortsübl. Zustellgebühr bzw. Postüberwei-  
sungsspesen, Einzelheft 2.- RM

Anzeigenpreise: lt. Preisliste Nr. I/1946

Zahlungen: Albert Nauck & Co., Berlin-Char-  
lottenburg 2, Postscheckkonto Berlin 521 80;  
Bezirksbank Berlin-Tiergarten, Konto 72 12;  
Deutsche Bank, Filiale Hannover, Konto  
494 37; Postscheckkonto Hannover 176 06;  
Bayerische Vereinsbank Nürnberg, Konto  
117 95; Bezirkssparkasse Waldshut/Baden

Erscheint: monatlich  
Schriftleitung: Berlin-Charlottenburg 9,  
Mecklenburgallee 22; Fernruf: 97 93 94

Nachdruck: Nur mit vorheriger Zustimmung  
der Schriftleitung gestattet; Übersetzungs-  
rechte vorbehalten

Manuskripte: unverlangte, werden nur  
zurückgesandt, wenn Rückporto beiliegt



## Nationalismus

Das Verhältnis der einzelnen Völker zu den höchsten Dingen, zu Gott, Tugend und Unsterblichkeit, läßt sich wohl bis zu einem gewissen Grade erforschen, niemals aber in strenger Parallele darstellen... Man wird viel einzelne Kontraste und Nuancen zwischen den Völkern nachweisen können, die absolute Summe des Ganzen aber zu ziehen, ist menschliche Einsicht zu schwach. Die große Verrechnung von Nationalcharakter, Schuld und Gewissen bleibt eine geheime, schon weil die Mängel eine zweite Seite haben, wo sie dann als Nationaleigenschaften, ja als Tugenden erscheinen. Solchen Autoren, welche den Völkern gerne allgemeine Zensuren, und zwar bisweilen im heftigsten Tone schreiben, muß man ihr Vergnügen lassen. Abendländische Völker können einander mißhandeln, aber glücklicherweise nicht richten. Eine große Nation, die durch Kultur, Taten und Erlebnisse mit dem Leben der ganzen Welt verflochten ist, überhört es, ob man sie anklage oder entschuldige; sie lebt weiter mit oder ohne Gutheiß der Theoretiker.

*Jacob Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien*

Der Nationalismus ist die Wurzel allen Übels, das heute wie eh und je die Beziehungen zwischen den Völkern vergiftet und die Herstellung des Friedens auf Erden verhindert. Er treibt die Menschen, die ihm verfallen sind, dazu, mehr als das Eigene auf Kosten anderer zu suchen und das einzige Mittel zum Erfolg auf diesem Wege zu ergreifen: die Gewalt. So läuft die Kette weiter, deren Gang die Menschen zermalmt und ihr Denken und Fühlen vergiftet: Gewalt gegen Gewalt, Unrecht gegen Unrecht, Haß gegen Haß. Und nichts unterbricht ihren zerstörenden Lauf.

Es ist eine der traurigsten Wirkungen des Nationalismus, daß er die reine und gesunde, allen Völkern von Ehre gemeinsame Liebe zum eigenen Volk und Land pervertierte und ihre seelischen Grundlagen erschütterte. „Er verfälschte die Idee der männlichen pflichtbewußten Entschlossenheit zum Kampf in den Kriegen, die der Lauf der Welt zwangsmäßig erzeugt, und bog sie um zum verbrecherischen Wahnsinn, den Krieg zu lobpreisen und zum Krieg aufzuhetzen“ (Benedetto Croce, Europa und Deutschland, S. 51) Damit „verdarb er auch den edlen und humanitären althergebrachten Patriotismus und machte daraus eine Art wilde Bestialität“. Denn an die Stelle des Mannes, der bei Bedrohung des eigenen Landes aus Pflichtgefühl zu den Waffen griff und aus diesem sittlichen Grunde den Mut und Opfergeist schöpfte — und wahrlich nicht aus Kriegslust — trat in Deutschland der Mann mit dem SS-Gesicht mit seelenlosen Zügen und kalten Fischaugen, unter dem Raubtier stehend, besessen von der Lust am Vernichten fremden Lebens und an der Zerstörung, anerkennend einzig das Gesetz der Macht und der Gewalt. Ein junger, früh vollendeter Franzose, dem Auguste Valensin in dem Buch „François“ (Paris, Librairie Plon) ein Denkmal setzte, hat den echten Patriotismus definiert als „le sentiment profond de ce passé [der Geschichte Frankreichs] et de cette terre et, pour reprendre le mot admirable de Bergson, non comme le sentiment d'une race qui s'affirme brutalement contre les autres races, mais comme celui d'une civilisation qui respecte les autres civilisations. Le patriotisme ainsi entendu est indépendant de tout conflit politique et racial...“



Es gibt immer andere Auswege als Kriege, selbst für die Nötwendigkeit, überschüssige Volkskraft unterzubringen, die die eigene Heimat nicht ernähren kann. Und selbst wenn die Waffen sprechen mußten, war das kein Grund, alle Mittel der Technik zur Vernichtung auch des wehrlosen Gegners aufzubieten und durch roheste Grausamkeit die Quellen selbst des sittlichen Lebens zu vergiften und die eigene große geistige Tradition zu verleugnen.

\*

Nachdem nun der Spuk zerstoben ist und die verführenden Anbeter der Macht von einer stärkeren Macht hinweggefegt sind, blieb ein großer Teil der Verführten in einem Zustand seelischer Verstörtheit zurück, aus der ihnen ein Ausweg nicht möglich erscheint. Sie erkennen wohl, daß die Gewichte, die man sie so lange in die Waage zu werfen gelehrt hatte, falsch und ohne die Wertmarke rechter Eichung waren. Aber der Weg zu innerer Freiheit ist für sie schwer zu finden. Flucht in Nihilismus, Selbstverstockung, Trotz bedeuten ein Ausweichen vor der unabdingbaren Entscheidung und keine Lösung.

Eine Jugend, die selbst um das heilige Feuer ihrer Herzen betrogen ist und nun die völlige äußere Verlüderung und die grenzenlose Not ihres Volkes sieht und miterleidet, wird sich nur mühsam zu der Erkenntnis durchringen, daß auch dieser Zustand eine Wirkung der einen einzigen Ursache ist: der inneren Verlüderung eines ganzen Volkes durch den Nationalsozialismus.

Leider geschieht sehr vieles von außen und innen, dieser Jugend den Weg zur inneren Freiheit schwer zu machen. Sie werden ausgeschlossen von Bildungs- und Entwicklungsmöglichkeiten, wenn sie in der Erfüllung einer soldatischen Pflicht einen gewissen militärischen Rang in der Wehrmacht erreichten, und werden mit Mißtrauen behandelt, statt ihnen eine faire Chance zu geben. Fehler Unbelehrbarer mit ihrem herausfordernden Auftreten werden verallgemeinert, anstatt es der gesund empfindenden Jugend zu überlassen, ihre Reihen selber sauber auszukämmen. Man darf auch nicht übersehen, daß das Gefühl der Kameradschaft, das für so viele von ihnen zum einzigen Halt wurde, als sie zur Einsicht der verbrecherischen Art der Führung kamen, nun, verletzt durch die unterschiedliche Behandlung ihrer Kameraden, zur Verbitterung beiträgt. Wir laufen durch die Kurzsichtigkeit und mangelnde Großzügigkeit ihnen gegenüber Gefahr, ein oder zwei ganze Generationen unseres Volkes, die ehrlich mit diesen Problemen ringen, aber ihrer noch nicht Herr geworden sind, zu verlieren und damit einen unersetzlichen Teil der geistigen und seelischen Volkssubstanz. Die älteren Schichten werden bestenfalls einen Teil der grenzenlosen Unordnung noch beseitigen können, Träger der Zukunft sind nur die Jungen.

\*

Es ist so billig — und wird gerade von den Leuten geübt, die in Zeiten der Gefahr schwiegen und ihrem eigenen Gewissen zu folgen sich nicht getrauten — wenn man mit der absolut notwendigen Verurteilung des Nationalismus auch alles das über Bord wirft und verächtlich zu machen sich bemüht, was zum inneren Besitz jedes Menschen nun einmal nach Naturgesetz gehört: Ehrgefühl, Selbstachtung und Liebe zum eigenen Volk, nach deren Aufgabe man nicht weiterleben zu können meint oder doch nur als ein inner-



lich gebrochener Mensch weiterlebt. Die subtile Unterscheidung zwischen dem richtigen und dem pervertierten Nationalgefühl, zwischen Patriotismus und Nationalismus wird erneut unmöglich gemacht, und das verwundete Ehrgefühl rettet sich in mechanische Verstocktheit und in Trotz, den es für Stärke hält und der doch nur ein Zeichen von Unsicherheit und Schwäche ist.

Nationalismus bedeutet, das eigene Volk in der Wertung über alle anderen Völker zu setzen, nur seinen Vorteil ohne Rücksicht auf die Lebensinteressen der anderen verfolgen, bedeutet Selbstsucht, Intoleranz, hochmütige Verblendung, Anbetung der Gewalt als einzigen Mittels zur Erreichung der eigenen Ziele, Fehlleitung des Patriotismus auf den Weg der Macht und des Radikalismus, Verneinung jeder echten Völkergemeinschaft, Knechtung des freien Geistes, Verneinung Europas und des Friedens auf Erden, Vergötzung der großen Gestalten der eigenen Geschichte ohne jede Kritik. Wer sein Vaterland liebt, der muß gerade wegen dieser Liebe das Vaterland jedes anderen achten. Denn wem nicht jede Mutter heilig ist, der kennt auch nicht die Achtung, die er der eigenen Mutter schuldig ist.

Man rottet den Nationalismus aber nicht dadurch aus, daß man die gesunden Wurzeln, aus denen dies verzerrte und krankhafte Gefühl wuchs, auszureißen sich bemüht und nun das eigene Volk und seine ganze Geschichte, die wie die Geschichte jeden Volkes Höhen und Tiefen, Verdienste und Verbrechen, Glanz und Schmach gebracht hat, im Ganzen verneint. Schimpfen überzeugt ebenso wenig wie Verhimmeln.

Die Gefahr, mit einer neuen deutschen Legende die positiven Elemente in einen neuen Nationalismus hineinzulocken (Schwarz-Weiß-Rot mit Hammer und Sichel in der Gösch) ist gegeben und bedarf sorgfältiger Beachtung. Sie soll aber nicht überschätzt werden. Denn die Anziehungskraft eines Paulus und anderer Generale auf die deutsche Jugend ist mehr als gering, und das Verhalten der uns als schon „Erprobte“ gesandten Agenten hat sehr ernüchternd gewirkt.

Wir sehen in der Verbitterung über unsachliche Kritik am eigenen Volke durch die reinen Negativisten die größere Gefahr als in „nationalen“ Sirenen-tönen auf fremden Befehl, denn sie treibt junge Menschen in den Nihilismus, weil sie ihnen den Halt raubt, den sie brauchen. Hier kommt die deutsche Maßlosigkeit wieder, nun mit negativem Vorzeichen, zum Wort anstatt der demokratischen Verpflichtung zu gerechtem Urteil, zu Anerkennung echter menschlicher Größe und Leistung ohne jede Heroisierung. Sachliche Kritik und ein objektives Urteil bei aller Schonungslosigkeit lassen genug übrig, das Achtung verdient und das man lieben kann. Durch unsachliche, von Ressentiment vergiftete Kritik wird das Geschichtsbewußtsein unterbrochen und ein bedenkliches Vakuum geschaffen.

\*

Hören wir, was freie Geister zu einer heute besonders umstrittenen Gestalt der deutschen Geschichte zu sagen haben: zu Bismarck. Wir geben zwei Männern das Wort, die wahrlich niemand nationalistischer Gesinnung verdächtigen kann: Veit Valentin und Heinrich Mann.

Professor Veit Valentin, der, im Juni 1933 aus seiner Arbeit als Oberarchivar am Reichsarchiv in Potsdam von Frick wegen politischer Unzuverlässigkeit



entlassen, unmittelbar danach von der Londoner Universität einen Lehrauftrag erhielt und seit 1939 an amerikanischen Universitäten und Lehranstalten als Gelehrter, nicht als Politiker, wirkte und am 13. Januar 1947 starb, hat aus seinen Vorlesungen in England seine summarische „Geschichte der Deutschen“ gestaltet, die zuerst 1946 bei A. Knopf, New York, erschien und jetzt in einem dickleibigen Bande von 796 Seiten (Berlin, Pontes-Verlag) dem deutschen Leser zugänglich ist. Da heißt es im 17. Kapitel, S. 468:

„Der geschichtliche Erfolg von Bismarcks Werk beruht...

1. Auf dem wohlvorbereiteten und technisch glänzend durchgeführten Einsatz der preußischen Machtmittel,
2. auf dem für die Zeitgenossen überraschenden Bündnis zwischen dem preußischen Staate und den liberal-nationalen Kräften der deutschen Volksbewegung,
3. auf seiner versöhnlichen Haltung gegenüber geschlagenen Gegnern wie Österreich und Frankreich.

Die Schwäche von Bismarcks Werk beruht:

1. Auf der unzureichenden Durchführung der Idee des demokratischen Rechtsstaates, wie er von den geistig reifsten deutschen Parteien gefordert wurde,
2. auf der Unmöglichkeit, entweder mit Rußland oder mit England zu einem dauerhaften Bündnis zu gelangen.“

Und auf Seite 499: „... Bismarck führte drei Kriege, alle drei während des ersten Jahrzehnts seiner Amtsführung; er sah im Kriege ein unentbehrliches Mittel zur Erreichung bestimmter Ziele, aber niemals etwas Schönes oder Wünschenswertes. Auf die kurze Kriegsepoche folgte eine lange Friedensepoche, die der maßvollen Befestigung des Errungenen gewidmet war. Bismarck war kein Welteroberer, sondern ein ebenso kühner wie vorsichtiger Staatsmann.“

Heinrich Mann würdigt in seinem bemerkenswerten Buche von besonderer Eigenart „Ein Zeitalter wird besichtigt“ (Berlin, Aufbau-Verlag) die historische Leistung und die Persönlichkeit Bismarcks, wie folgt. Im 9. Kapitel, S. 280, lesen wir:

„Das reine Beispiel der beständigen, beständig ehrenvollen Liebe ist Bismarck. Der Brief an den Vater seiner künftigen Frau, sein Werbebrief, welch ein Manifest menschlicher Schönheit! Man verneigt sich und ist beglückt. Wer das schrieb — wer überhaupt sein klassisches Deutsch schrieb, kann das unbedingt Schlechte niemals weder gewollt noch sich erlaubt haben. Mehr: reinen Herzens, ich glaube, ohne persönlichen Ehrgeiz, nur mit dem gebotenen Machtwillen ist er durch Kriege, Ränke anderer, den eigenen Haß, durch Gunst und Ungunst vorgedrungen von Aufgabe zu Aufgabe. Keine, so sagt er, hat ihm die Erfüllung und Ruhe gebracht, da jedesmal die nächste schon lastete. Und da alle zusammen nichts versprochen, wie er zur schweren Stunde gefühlt haben muß. Das befestigte, normalisierte Deutschland, um das er kämpfte, war unmöglich.

Er hätte es beständig und treu gewollt gleich seiner ehemaligen Liebe: die war sein Maß. Der Fürst hat, ob er es bedachte oder nicht, sein Land, Europa und die Kunst, die er übte, immer ermaßen an der Dauerhaftigkeit einer einzigen Liebe. Nichts anderes hielt stand; wie wäre der Erfolg ihm treu geblieben, nur seine Liebe war es.“

Auf Seite 506 heißt es weiter: „Diese Erinnerung will nicht abschweifen. (Auch zu Mr. Winston Churchill wird sie noch führen.) Ich bin verpflichtet, darauf zu bestehen, daß Deutschland in seiner Gestaltung durch Otto v. Bismarck eine konservative Wohltat dieses Erdteiles gewesen ist — von seiner Bedrohung endlos entfernt. Nicht die Furcht entfernt von schädlichen Wagnissen endgültig: leicht kann sie aufhören, wenn am wenigsten die Zeit wäre. Was einen Mann gegen Versuchungen befestigt, ist die Erkenntnis und ist das Gewissen.



Der Angreifer, der vollendete oder virtuelle, war, als Bismarck wachte, sein Deutschland nicht: die mitgeborene Sendung seines Deutschland ist nicht zu stören, zu zerstören. Angreifer aus Konfusion, mit falschem Zungenschlag, wie gewöhnlich, waren andere, und wurden nur technisch verhindert, hauptsächlich weil Bismarck wachte über Deutschland, über den Kontinent. Um dereinst der Angreifer zu werden, mußte sein Reich — nicht heranreifen, sondern entarten. Ihn hatte es dann wohl vergessen oder nie verstanden. Das letzte Wort, das er ihnen mitgab, »*Quieta non movere*«, wurde für Stille des Alters gehalten."

Auf Seite 508 läßt er Bismarck sagen: „Wenn es so weitergeht, werde ich meine Kriege verwünschen lernen. Bereuen will ich sie nicht, habe mit Gott und meinem Gewissen abgerechnet. Aber überliefert werden als der Militarist? Die Nachwelt, schlecht berichtet wie sie ist, wird vergessen haben, daß ich zu meiner Zeit den Verdacht erregt habe, als sei ich ein Gegner des Heeres...“

Sollten solche Äußerungen nicht die unsächlichen Kritiker, die Bismarck mit Hitler ohne Gradabstufung im gleichen Atemzug nennen, etwas nachdenklich machen?

\*

Eine ähnliche Situation wie die jetzige erlebte das deutsche Volk nach 1918. In der Öffentlichkeit und auch von Personen im Vordergrund des öffentlichen Lebens wurde die ganze deutsche Vergangenheit in den Staub gezogen, und man konnte sich in hemmungsloser Herabsetzung des eigenen Volkes und seiner Geschichte nicht genug tun. Es dauerte zu lange, bis die gesund und ruhig denkenden Männer der Weimarer Republik, die durch den Radikalismus der Unabhängigen und der extremsten Linken sich immer weiter in die Verneinung gedrängt fühlten, den Weg und das Wort fanden, das allen Menschen, die ihr Volk liebten, es ermöglichte, mit freiem Gewissen mitzuarbeiten. Wegen der Verallgemeinerung der berechtigten Vorwürfe gegen einige Militaristen und Verbrecher auf alle deutschen Militärs wurden die Soldaten, die redlich ihre Pflicht getan hatten, verbittert. Man machte es durch die Übertreibungen dem deutschen Offizierskorps unmöglich, die angestrebte Selbstreinigung vorzunehmen, und zwang es, auch schlechte Elemente entgegen dem eigenen Gefühl zu decken. Die deutsche Jugend, die durch Erziehung und Umwelt der Tradition sich verpflichtet fühlte, wurde abgeschreckt. Sie hatte kaum eine Wahl: auf der einen Seite ungerechte und maßlose Kritik, auf der anderen „nationale“ Töne und Liebe zum eigenen Volk, verletztes Ehrgefühl und das Streben nach Erhebung aus dem tiefen Fall zu neuer Größe.

Sie konnte ja nicht wissen, daß auch die Männer, die es ehrlich meinten und die eigenen Fehler erkannt hatten und nach der Vereinigung, der *Unio mystica*, zwischen echtem Geist und echtem Nationalgefühl strebten, wie reife Völker es besitzen — ich habe nie ein Hehl aus meiner Mitarbeit hierbei gemacht, wie ich ebenso meine Ablehnung des intoleranten Nationalismus, und aller völkischen Bestrebungen eindeutig bewiesen habe — mißbraucht wurden von den Nationalisten alter Observanz, die ihre Verkörperung in den Pseudo-Konservativen Hugenberg'scher Richtung fand. Hier hatte man nichts eingesehen und blieb bei der These, daß das deutsche Volk schlechthin ein Monopol besäße für alle großen und guten Eigenschaften, die Menschen auszeichnen können und die den wohlgeratenen Menschen aller Völker zu eigen sind. Das war der alte Nationalismus, der — wir sagen: mit Recht — die



Abneigung wahrhaft freier Völker gegen Deutschland genährt und während des ersten Weltkrieges und nach dem Zusammenbruch zu hemmungslosem Haß gegenüber dem deutschen Volke geführt hat. Es gab auch damals Stimmen der Vernunft in allen Völkern, auch in denen der Kriegsgegner Deutschlands. Sie wurden überhört, und die Kräfte der Vernichtung, die der gleichen Sünde bloß waren, die man dem deutschen Volke vorwarf, trieben das Wasser auf die Mühlen eines unbelehrten deutschen Nationalismus. Bis endlich der Rattenfänger Hitler die irrende Herde ins Verderben führte.

Die Parallele zur heutigen Zeit liegt auf der Hand. Dieselben Kräfte, zum Teil sogar dieselben Männer sind dabei, die reaktionäre Front zu formieren. Sie haben einige neue Vokabeln gefunden, gelernt haben sie nichts und meinen, da einfach wieder beginnen zu können, wo sie sehr ruhmlos 1933 geendet haben. Sie wollen vor allem nicht begreifen, daß sie der Mittäterschaft am Nationalsozialismus schuldig sind. In Drohbriefen, in denen sie mit den Nationalsozialisten wetten, beschimpfen sie alle Deutschen, die mit den Besatzungsmächten zur Linderung der deutschen Not zusammenarbeiten. Sie wittern wie die Nationalsozialisten Morgenluft, weil sie darauf spekulieren, von den Westmächten im Falle eines offenen Konfliktes mit Sowjetrußland als Bundesgenossen akzeptiert zu werden. Mit den alten nationalistischen Phrasen werben sie um die Jugend, um sie bedenkenlos wiederum in einem Krieg voll unvorstellbarer Schrecken zu opfern. Für diese Leute sind alle, die in Verpflichtung gegen Gott und die höchsten sittlichen Werte Hitler bekämpften, „Vaterlandsverräter“, und es gibt noch heute Generale, die sich unter Berufung auf ihren Eid auf Hitler von ihrer Verantwortung drücken wollen!

Es ist eine der traurigsten Erfahrungen, die wir immer wieder machen müssen, daß die Völker als Ganzes auch aus den schlimmsten Erfahrungen nichts lernen und wieder mit denselben Mitteln, deren Verderblichkeit längst erwiesen ist, versuchen, ihre Machtposition auszubauen auf Kosten der Lebensnotwendigkeiten anderer, insönderheit der besiegten Völker. Die bisher gezeigte Weisheit der Sieger ist nicht unbedingt überzeugend, und ernste Fehler werden begangen. Es gehört aber zu den schlechtesten Eigenschaften des Nationalismus, aus den Fehlern der anderen eine Entschuldigung für eigene begangene Verbrechen und ein Recht für weiteres eigenes Unrecht tun herzu-leiten. Anstatt entschlossen den Schritt zu tun, die letzten Erkenntnisse aus dem eigenen verdienten wie unverdienten Leiden zu ziehen, flüchtet man sich wiederum in die alte These, daß nur der andere schuld sei. Das ist, biblisch gesprochen, nichts anderes, als wohl den Splitter im Auge der anderen, nicht aber den Balken im eigenen Auge zu sehen.

Wir verzeichnen mit Genugtuung die Worte kluger und menschlicher Ausländer, wie die Lord Pakenhams, der die deutsche Jugend mahnte, trotz allem auf ihr Volk stolz zu sein.

Die deutsche Jugend muß heraus aus der inneren Verkrampftheit, die sie an allem zweifeln läßt, was sie je gelehrt wurde und nun gelehrt wird. Wir unterstreichen dabei ausdrücklich, daß wir ihren extremen Skeptizismus gegenüber



allem, was jetzt an sie herangebracht wird, nur begrüßen und nur wünschen, daß die deutsche Jugend alle ihr nahegebrachten Lehren auf ihren Wahrheitsgehalt erbarmungslos prüfe und immer nach der einzig überzeugenden Tatsache frage, ob solche Lehre ihr auch im Beispiel der Lehrenden vorgelebt wird.

Vielleicht kann auch hier der Hinweis auf das Erleben einer früheren Generation Wege weisen. Ein großer Teil von uns war in ähnlicher Lage wie die heutige Generation. Aus der Verzweiflung über die Not Deutschlands nach dem ersten Weltkrieg gerieten wir in eine Erbitterung über die fehlende Weitsicht und Großzügigkeit der Sieger und über das uns vermeintlich oder wirklich zugefügte Unrecht, aus dem wiederum nur der Weg der Macht herausführen zu können schien. Alle Bemühungen, durch Aufklärung und Hinweise auf neue Gefahren an die Adresse des Auslandes das Schicksal zu wenden, blieben vergebens, wie die meisten der ehrlichen Verständigungsversuche mit den anderen Völkern. Die deutschen demokratischen Regierungen fanden keine wirksame Unterstützung durch die Regierungen der siegreichen Mächte. So suchte man andere Wege und ging zu den Gegnern des „Systems“.

Aber das Mißtrauen gegen die Führer der „Nationalen Opposition“ wuchs bei vielen von uns, die Europa liebten und jeden neuen Krieg verabscheuten. Diejenigen unter uns, die noch nicht belehrt waren, als der Nationalsozialismus kam, zogen damals die Konsequenzen, weil sie erkannten, daß — um ein Heine-Wort zu gebrauchen — der Nationalsozialismus „die Tat von ihren Gedanken“ war. Sie fragten sich, ob nicht die Gedanken böse sein müßten, wenn ihre Verwirklichung eine solche Fratze zeigte. Wer aus diesen Kreisen zum Nationalsozialismus stieß, bewies, daß er nicht ehrlichen Herzens an dem Ziel mitgearbeitet hatte, dem deutschen Volke durch einen vergeistigten Patriotismus einen so starken inneren nationalen Halt zu geben, wie ihn das englische, das französische, das spanische Volk haben, so daß es ohne Gefährdung seiner Eigenart in einer größeren Völkergemeinschaft aufgehen könnte. Oder daß er charakterlich ein opportunistischer Lump oder ein Schafskopf war, der auf plumpe Irrlehren hereinfließ.

\*

Kann nicht doch eine Generation von der anderen lernen? Aber die moralische Entscheidung muß jede für sich allein aus eigener Gewissensforschung treffen. Fruchtbar wird sie nur, wenn das in echter Demut geschieht, die nach einem Rilke-Wort allein Demütigungen erspart.

Nach der Lehre der katholischen Kirche sind die Voraussetzungen für Vergebung der Sünden: *contritio cordis*, *confessio oris*, *satisfactio operum*; die Reue, das Bekenntnis und die Wiedergutmachung. Wir müssen die schweren Verbrechen, die durch Hitler-Deutschland über die Welt gebracht sind, bereuen — das ist für keinen anständigen Deutschen schwer. Wir müssen unsere Mitverantwortung bekennen — das ist nicht ganz leicht vor einer Welt, aus der mit Hitlers Untergang gleiche Verbrechen nicht verschwunden sind. Wie aber können wir durch gute Werke wiedergutmachen, was geschehen ist im Namen des deutschen Volkes?

Wir glauben, daß es darauf nur eine Antwort gibt: indem wir unsere deutsche Aufgabe erkennen oder, um von einer höheren Ebene zu sprechen,



den Plan, den Gott mit dem deutschen Volke hat. Es ist nicht leicht, bei dem namenlosen Elend, das unser täglich Brot ist, an eine gnädige Führung unserer Geschicke zu glauben, aber wenn wir um den tiefsten Sinn des uns auferlegten Leidens ringen, so werden wir erkennen, daß gerade in seiner Härte auch die Möglichkeiten der Rettung liegen.

Wir müssen das Leben unseres Volkes so gestalten, daß wir — vorläufig als einzige — beispielhaft so leben, wie künftig alle Völker sich verhalten sollten, wenn eine höhere Ordnung im Zusammenleben der Menschheit geschaffen sein wird, unbeirrt durch Fehler der anderen, durch zugefügtes Unrecht und durch drückende Armut und Not — in der Gewißheit, daß wir als erste die Grundsätze von morgen vorleben. Grundsätze, die einmal am Jüngsten Tage das Weltgericht beherrschen werden, wie Hermann Muckermann in seiner Schrift „Von der Wiederkehr des Welterlösers“ (Essen, Verlagsgesellschaft Augustin Wibbelt, S. 104) so eindringlich und mahnend formuliert hat: Achtung vor der Freiheit, Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe. Das verlangt die unbedingte Absage an jede Gewaltpolitik, jeden Nationalismus, jede Intoleranz, an die Selbstsucht und die Anbetung materialistischer Güter.

In unserer gegenwärtigen Lage liegen Momente, die, recht verstanden, uns die Aufgabe erleichtern. Wir sind heute ein Volk ohne Waffen und werden ein Volk ohne Waffen bleiben. Das ist inmitten einer gerüsteten Welt zweifellos keine angenehme Situation. Doch auch in ihr liegt eine positive Möglichkeit. Wir haben es jetzt nicht nötig, alle die produktiven Kräfte, die von anderen Völkern für Rüstung verbraucht und beansprucht werden, in der gleichen Weise zu verschwenden. Wir können sie alle für den inneren Aufbau nutzbar machen. Wir sind ferner durch äußeren Zwang bedürfnisloser als wohlhabende Völker geworden. Das kann inneren Kraftzuwachs und verminderte Anfälligkeit gegen Krisen bedeuten, wenn wir die Tatsache seelisch bewältigen.

Wir haben die deutsche Aufgabe machtpolitisch mißbraucht. Im Streben nach der Herrschaft über andere Völker haben wir endgültig versagt. Heute heißt unsere Aufgabe: die Kräfte und die Art des deutschen Geistes, den ungebrochenen Arbeitswillen und die große Arbeitskraft unseres Volkes in den Dienst der Menschheit zu stellen. Die deutsche geistige Leistung ist bei allen unvoreingenommenen Gegnern des deutschen Volkes auch heute unangefochten, und es gibt auch deutsche Eigenschaften, die andere Völker an uns achten und lieben.

Die nächste Aufgabe heißt: Europa. Wir müssen versuchen, Europa zu helfen, das geistige Gesicht der Welt weiter bestimmen zu können. Wir müssen uns den politischen und geistigen Idealen der abendländischen Kultur neu verpflichten, die Europa groß gemacht haben und auch heute sein Wesen bedeuten.

Vergessen wir nicht, daß Zeiten des Leidens den Charakter eines Volkes, der das Ergebnis seiner Schicksale ist, stärker bestimmen und umbilden können als Zeiten des Glückes. Auch hier liegt eine Möglichkeit, jetzt Nationalfehler, die unser Volk degradieren und durch die wir selbst aus der menschlichen Gemeinschaft uns ausgeschlossen haben, zu korrigieren.



Es fehlt noch so vieles von den inneren Voraussetzungen für das neue Europa: das europäische Bewußtsein und die europäische Solidarität. Sie sind eigentlich nur noch in der Schweiz lebendig. Wir können helfen, beide neu heranzubilden, ja ein gesundes europäisches Nationalgefühl zu schaffen, mit dem besonderen Auftrag, zu verhindern, daß es nur ein west-europäisches Nationalgefühl wird, und die Verbindung zu den Völkern des Ostens zu halten, die ihrem Wesen nach zu Europa gehören und heute unter Zwang von ihm ferngehalten werden ... (Welch verhängnisvoller und zugleich lächerlicher Anachronismus ist unter dem Aspekt der Zukunft die künstliche Entfacher eines deutschen Stammesnationalismus und die Wiedererweckung konfessioneller Ressentiments!)

Ist dieses Europa keine Aufgabe, die unsere beste Jugend locken könnte? Sie würde bei solcher Zielsetzung die heiße Liebe zum eigenen Volke, deren unlösliche Zugehörigkeit zum Wesen eines jeden Menschen wir bejahen, ohne Haß und Intoleranz bewahren können, weil bei eigener bewiesener Ehrfurcht vor dem Unantastbaren im andern in ihre privatesten Bezirke niemand eingreifen würde. Sie würde dann auch ihre vordringlichste Aufgabe erfüllen, die künftigen Generationen vor einem sinnlosen Hingeschlachtetwerden zu bewahren — eine Aufgabe, die wir Alten verfehlt haben.

Ein Bekenntnis der deutschen Jugend zu einer solchen Aufgabe würde die Menschen guten Willens in allen Völkern berühren wie ein elektrischer Schlag — das ist keine Utopie, sondern ein Wissen — und würde unser Volk viel früher in die große Gemeinschaft der Völker zurückführen, als irgend jemand es heute erwarten kann, gerade weil auch die anderen Völker im Grunde mit ihrer politischen Weisheit am Ende sind. Die Aufforderung der Münchener Jugendzeitschrift „Der Ruf“, daß deutsche Jugend beim Wiederaufbau von Lidice mithelfen sollte, der viele Meldungen antworteten, und der gleichartige Aufruf der Zeitschrift „benjamin“ in Hamburg zum Wiederaufbau des französischen Dorfes Oradour — beide durch SS in bestialischer Grausamkeit zerstört — durch die Hände junger deutscher Menschen allein für Gottes Lohn, sind Schritte auf dem guten Wege. Wenn auch die Antwort der Tschechen zeigte, daß sie am Haß festhalten wollen, so wird das die deutsche Jugend nicht irremachen. Denn sie weiß, daß sie ein Beispiel zu geben und jeder mit der Sinnesänderung zuerst bei sich selbst zu beginnen hat. Es gehört im heutigen Deutschland Mut dazu, ein anständiger Mensch zu sein. Wer ihn aber aufbringt, wird bald spüren, daß er nicht allein bleibt.

Der Weg ist unvorstellbar schwer, aber den stolzen Menschen reizt gerade die Größe der Aufgabe. Und gibt es für die Jugend eine höhere Aufgabe, als den mit Kot besudelten deutschen Namen durch ihre moralische Entscheidung wieder zu Ehren zu bringen?

Auch hier gibt wieder ein Wort von Jacob Burckhardt Licht: „Das scheinbar kränkste Volk kann der Gesundheit nahe sein, und ein scheinbar gesundes kann mächtig entwickelten Todeskeim in sich bergen, den erst die Gefahr an den Tag bringt.“



Veit Valentin: Geschichte der Deutschen. (Berlin, Portes-Verlag.)  
Über den Plan seines Buches legt der Verfasser im Vorwort Rechenschaft.

... Drei Punkte sollen bei meiner Darstellung der deutschen Geschichte besonders beachtet werden. Die Geschichte des deutschen Volkes beginnt nicht mit den Cimbern und Teutonen und auch nicht mit Hermann, dem Cherusker. Es ist Zeit, mit den alten Legenden aufzuräumen. Das deutsche Volk, wie es heute besteht, ist ein verhältnismäßig spätes Erzeugnis der Mischung verschiedenster ethnischer Bestandteile, wobei das germanische Element nur eines von verschiedenen gleichwertigen Elementen gewesen ist. Das deutsche Volk ist zusammengeschmiedet worden von einer sehr farbig zusammengesetzten Herrschicht, ein langer Prozeß, der den ständischen Aufbau der Deutschen bestimmte. Dies ist unser erster Punkt. Was die Fürsten und Herren in Deutschland für sich und das Volk getan haben, zusammen mit der Kirche, ist der wesentlichste Inhalt der älteren deutschen Geschichte, vielfach vom Mythos überwuchert, aber doch durch die kritische Forschung mehr und mehr geklärt. Bei aller Begabung, bei aller Leistung im einzelnen, selbst angesichts einer überragenden mitteleuropäischen Machtstellung war das Ergebnis für das deutsche Volk sehr lange nichts als Bruderkrieg und Selbstsucht. Die alte Herrschicht formte die Stämme zum Volk im Ständestaat, aber dieser Ständestaat war durch den Dualismus des Verfassungswesens gespalten, durch den Partikularismus der Fürstenhäuser zersplittert, durch den Universalismus der Kaiseridee mehr übersteigert als gestärkt. Das Ende war der Aufstieg der Territorien, der Landesherrschaften, die wenigstens Teile des deutschen Volkes kräftig ausbauen konnten. Der Aufruhr der Kurfürsten und anderer Herren gegen den Kaiser zerstörte die Reichsidee. Dies ist mein zweiter Punkt. Die Reformation, deren überragende Bedeutung bis heute noch mächtig zu spüren ist, bedeutete im Innersten den Versuch, das Deutschtum vom Religiösen her auch politisch und geistig-gesellschaftlich zu einigen. Das Scheitern dieses Versuches ist niemals überwunden worden. Die Nachbarn der Deutschen schufen sich den Nationalstaat mit starker weltlicher Expansionsgewalt. Das deutsche Volk stand zurück. Die religiöse Erweckung, die mit der Kirchenspaltung geendet hatte, fand aber ihre Ergänzung durch die philosophisch-künstlerische Erweckung des achtzehnten Jahrhunderts. Vom Geiste her fand sich das Deutschtum selbst und bildete sich eine neue Lebensform. Dadurch wurde das deutsche Volk befähigt, auch das staatliche Dasein des Vaterlandes vom Volke selbst her aufzubauen. Dies ist mein dritter Punkt. So habe ich versucht zu zeigen, wie aus ethnischen Splintern die sprachlich und kulturell zusammengefaßte Untertanenschaft, wie aus der Untertanenschaft die Fülle der territorialen Sonderbildungen, wie aus dem zersplitterten Ständestaat die geistig reife, die volle Zusammenarbeit und Einigkeit, die europäische, ja die Weltmachtstellung wollende Nation entstand. Immer verwoben sich Innenpolitisches und Außenpolitisches. Aus den Volkssplintern wurden Stände, aus Untertanen Bürger, Parteigruppen, Patrioten, Nationalisten, Imperialisten."

Bei aller Schärfe der Kritik im einzelnen sprechen aus jeder Zeile Valentins die Liebe zu seinem Volke und sein Glaube an das „unsterbliche Deutschland“. D. R.

## Einkehr

Ich möchte leise und in Demut leben.

Ich möchte meinen lauten Übermut  
für eine Stunde stiller Ehrfurcht geben,  
die mich bescheiden macht und herzlich gut.

Ich möchte wieder ernsthaft-innig beten  
und ohne Argwohn sein, um wie ein Kind  
zum Opfergang des Lebens anzutreten —  
wie selig sind, die reines Herzens sind!

Paul Dehnert



# Der Aufbau des neuen Staates

Bei der entscheidenden Bedeutung, die für Deutschlands Zukunft in dem föderalistischen Aufbau des neuen Staates liegt, ist es notwendig und Pflicht, auch auf die Gefahren hinzuweisen, die in einem falsch konzipierten und nicht genügend durchdachten föderalistischen Aufbau liegen. Wir bringen deshalb nachstehend zwei Aufsätze, die die unabänderlichen Voraussetzungen für einen gesunden Föderalismus wie auch die Gefahren eines falschen Föderalismus zeigen.

Die Redaktion

ERNST BRÖDNER

## Föderalismus?

Es ist mir leid, daß Eure Exzellenz in mir den Preußen vermuten und in sich den Hannoveraner entdecken — ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besonderen Teil desselben angehörte, so bin ich auch nur ihm und nicht einem Teil desselben von ganzem Herzen ergeben.

*Freiherr vom Stein an den Grafen Münster.*

### I.

Wir wollen uns zunächst auf einige Vorbemerkungen einigen:

Demokratie und Föderalismus sind nicht identisch, sie bedingen sich nicht. Es gibt Bundesstaaten und Staatenbünde, die man nicht als Demokratien bezeichnen kann, und Einheitsstaaten, die zweifellos echte Demokratien sind.

Und zweitens: Wir wollen einmal außer acht lassen, was die Welt uns als Staatsbau auferlegen wird, was sich wahrscheinlich auf der Ebene von Macht und Gewalt ereignen wird, und nur fragen, was wir tun sollten, wenn wir wirklich frei entscheiden können.

Drittens: Wer für ein einheitlich organisiertes Deutschland ist (als Unitarier im Gegensatz zum Föderalisten), braucht deshalb noch lange nicht Gegner der Selbstverwaltung und Anhänger einer zentralistischen Ministerialbürokratie zu sein.

Viertens: Föderalismus und Selbstverwaltung sind in der deutschen Praxis unserer Tage nicht dasselbe. Vielmehr neigen manche unserer betont föderalistischen „Länder“ innerhalb ihrer Grenzpfähle zu einer auf die neue Landeszentrale ausgerichteten Befehlsverwaltung.

Fünftens: Weil das Dritte Reich in manchem unitarisch gesinnt, im wesentlichen jedoch zentralistisch organisiert war, muß nicht schon deshalb das Gegenteil — eben der Föderalismus — richtig sein. Hitler kam nicht in einem Einheitsstaat zur Macht, sondern durch die Hintertüren der Länder. Selbst ein Staatenbund ist für ein totalitäres System kein Hindernis, seinen zentralen Willen in allen wesentlichen Fragen bis in die letzten Winkel durchzusetzen. Müssen wir Namen nennen?



Sechstens: Wenn wir vom Föderalismus reden, so verstehen wir ihn so, wie er sich uns in Deutschland heute zeigt, und müssen gleich sagen, so geht es nicht. Dabei ist es für uns gleichgültig, zu sehen, daß etwa ein so kleines Land wie die Schweiz offenbar unter seinem Föderalismus nicht zu leiden hat. Das beweist nur den alten Spruch: „Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe.“ Gewachsene Formen sind eben nicht beliebig übertragbar.

Wir wollen also nicht über Föderalismus an sich rechten, sondern nur von dem Unkraut gleichen Namens reden, das sich auf dem ausgedorrten Acker Deutschlands breitmacht. Und wir wollen ein Bekenntnis hinzufügen, das Bekenntnis zu der Föderation der Vereinigten Staaten Europas, und die Hoffnung, es eines Tages noch zu erleben, als Deutscher europäischer Bürger zu sein.

## II.

Beinahe unbemerkt vollzieht sich ein Vorgang größter Tragweite. Es bildet sich eine gesellschaftliche Lage, die uns Deutsche zwei der wichtigsten Menschenrechte verlieren läßt, die Rechtsgleichheit und die Freizügigkeit.

Da es eine zentrale deutsche Instanz nicht gibt, behelfen sich die einzelnen deutschen Staaten mit einer eigenen Grundgesetzgebung. Sie erlassen Beamten-gesetze, Sozialgesetze, wirtschaftliche Grundgesetze. Solche Zufallserscheinungen beeinflussen eine wirtschaftlich vernünftige Standortwahl und verstärken die allgemeine Unsicherheit.

Unverständlich ist, daß eine Partei, die die Planwirtschaft sich zum Ziel setzt wie die SPD, sich nicht ganz eindeutig zum Einheitsstaat bekennt, der einfach die technische Voraussetzung einer Planwirtschaft ist.

Hier die Bodenreform so, dort so. Hier wird sozialisiert, dort nicht. Hier eine Zentralbank, dort Länderbanken. Wie werden sich diese Tendenzen des Auseinanderfallens erst in einigen Jahren ausgewirkt haben?

Durch die völlig unterschiedliche Zahlung oder Nichtzahlung erworbener Pensionsansprüche erfährt nicht nur das Vertrauen zu staatlichen und sozialen Einrichtungen einen unheilvollen Stoß, es erfährt der Rechtsgedanke überhaupt schweren Schaden.

Die in fast allen Ländern völlig unterschiedlichen Schulformen und Unterrichtsgestaltungen binden einen Familienvater, der auf die Ausbildung seiner Kinder Wert legt, an das staatliche Zufallsprodukt „Land“, das über seinen zufälligen Wohnsitz Gewalt hat.

Ist man sich denn nicht klar, was das auf die Dauer an indirekten Schäden, Krähwinkelei, Caudillowirtschaft, Wirtschaftshemmnissen aller Art — mit sich bringt? Wie soll sich unter diesen Hemmnissen ein vernünftiger Außenhandel, von dem unsere Existenz abhängt, gestalten?

„Deutschlands verwaltungsmäßige Uneinigkeit und partikularistische Bestrebungen verhindern die rechtzeitige Linderung der deutschen Not“, stellt Richard Agartz mit Recht fest. „Diese kleinen Tyrannen freuen sich ihrer Souveränität, des Genusses des dem Reich Geraubten und sind gleichgültig gegen die Leiden und die Schande des Vaterlandes“, schrieb am 29. 6. 1813 Stein an den Grafen Münster.



Hinzu kommt, daß der Föderalismus, wie er sich darbietet, eine „Rette sich wer kann“-Stimmung erzeugt, der man auf Schritt und Tritt begegnet. Die Leute in der französischen Zone freuen sich, daß man kaum Vertriebene über die Grenzen kommen läßt, die Bayern möchten ihr Vieh selbst essen, die Niedersachsen ihre Kartoffeln, und die Reichslasten soll der Teufel tragen. Machte jeder noch seine eigene Gemeindeordnung, mit möglichst vielen Handhaben gegen die „Fremden“, und vielleicht hat man doch eine Chance, „noch einmal davonzukommen“ — vor allem in den dünner besiedelten Landstrichen.

Hat man vergessen, daß wir alle gemeinsam den Krieg verloren haben und gemeinsam seine Folgen tragen müssen? Daß die krassen Unterschiede in der Ernährung, ja in allen Lebensbedingungen zwischen den einzelnen Ländern diesem an sich anerkannten Gedanken Hohn sprechen? Daß die Schwierigkeiten bei der Einlösung der kümmerlichen Lebensmittelmärkte bei Reisen zwischen Zonen und Ländern eine schwerwiegende Fessel unserer Freizügigkeit und eins der schwersten Wirtschaftshindernisse überhaupt sind?

Wann wird der geduldige Packesel, der Güter erzeugende Mensch endgültig verzweifeln über diese vermeidbaren unerträglichen Belastungen des Wirtschaftslebens durch den neuen Instanzenzug: Land, Sonderbehörden, Länderrat (Zonenamt), Wirtschaftsrat, und das mal zwei in deutscher und alliierter Besetzung? Nicht einmal der Verkehr wird frei von Interessen der Länderbürokratie betrieben. (Man lese darüber die Tatsachenmeldung im „Handelsblatt“ nach.) In der französischen Zone soll die Eisenbahn gar den Ländern unterstellt werden. In meiner Jugend erzählte meine Großmutter aus ihrer Jugendzeit ein Spottlied auf die deutsche Kleinstaaterie. Das fing so an: „Auf der schwäb'schen Eisenbahne gibt es keine Postillone ...“

Die Oberkreisdirektoren der Kreise Burgsteinfurt und Tecklenburg setzten sich über die Anordnung des Wirtschaftsrates in Frankfurt hinweg und verteilten auf eigene Faust zusätzlich Kartoffeln. Als sie vom Ernährungsministerium des Landes Nordrhein-Westfalen gemäßregelt wurden, entschied die britische Militärregierung, diese Beamten könnten nur von ihren Kreistagen abberufen werden. Ob die mit zusätzlichen Kartoffeln ausgestatteten Wähler und ihre Abgeordneten das wohl tun werden?

Versteht sich, daß ein unbelasteter sudetendeutscher vollausgebildeter Lehrer in Niedersachsen oder Bremen nicht angestellt werden darf, daß natürlich für die Kinder besser gesorgt ist, wenn sie aus Lehrermangel zu neunzig in einer Klasse hocken — sitzen wäre zuviel gesagt — möglichst unter einem Ersatzlehrer.

Müssen wir erst wieder in der Klippschule des Lebens die vieltausendjährige Fabel des Menenius Agrippa vom „Haupt und den Gliedern“ unter der strafenden Rute der Geschichte lernen? Sehen wir nicht, daß wir uns innerhalb der unseligen Zonengrenzen immer mehr auseinanderleben? Müssen wir dann auch noch neben den Zonen die Ländergrenzen spürbar machen?

Außerdem ist unser Föderalismus der Nährboden einer tödlichen Krankheit, der Beamtenpest. „Die wahren Widersacher der guten Sache sind das



Beamtenheer", schrieb der Freiherr vom Stein am 5. 1. 1818 an E. M. Arndt. In seinen Aufzeichnungen zur deutschen Frage heißt es in Frankfurt am 21. 11. 1813: „Ich habe gleiche Meinung mit dem Herrn Grafen von Münster über das Verderbliche der Fortdauer einer Zerstückelung von Deutschland in 36 kleine Despotien. Sie verunedeln die Nation, da sie von den Launen kleiner Sultane und Wesire abhängig wird.“

Waren um 1880 erst 3% der Beschäftigten in öffentlichen Diensten, so sind es heute 18%, ein Viertel mehr als selbst 1938, d. h. nach Wegfall der Militär-bürokratie — und das bei einer Wirtschaft, die höchstens 30% der Güter von 1938 erzeugt.

Im Bereich des Landesarbeitsamtes Württemberg-Baden gingen von 1938 bis 1946 die Zahl der Beschäftigten in Landwirtschaft, Gewerbe und Industrie um 9,6% zurück, dagegen nahm die Zahl der Beschäftigten bei Bahn, Post und öffentlichen Diensten um 36% zu.

In Bayern gab es 1938 316 000 städtische und staatliche Angestellte aller Art. Im Jahre 1946 waren es jedoch bereits 570 000.

Im ehemaligen Reichswirtschaftsministerium gab es für eine Bevölkerung von 85 Millionen 260 Planstellen für Beamte einschließlich des Außenhandels dieser 85 Millionen. Nach einer Pressemeldung „betreuen“ 980 Beamte die Wirtschaft, oder was man heute so nennt, von 11 Millionen Einwohnern des Landes Nordrhein-Westfalen (ohne Außenhandel). Rechenaufgabe: Wieviele Beamte werden dies bei 15 bis 18 Ländern allein auf dem Gebiete unserer zeretzten Wirtschaft sein? Wieviel Ministerpräsidenten — mit je einem Gehalt, das dem eines deutschen Ministerpräsidenten der Weimarer Republik gleichkommt — wieviele Minister werden wir in zehn Jahren in Deutschland bei 15 bis 18 Ländern gehabt haben — und wieviel Pensionsansprüche? Werden wir mit jährlich einer Regierungskrise durchkommen? Wem kommt also der Föderalismus zugute? Den Einwohnern oder nur der Länder- und Parteibürokratie?

Aber, sagt man, die „Wahrung der Stammeseigenarten“. Wir wollen unterstellen, die jetzigen Willkürprodukte verschwänden und machten eines Tages Ländern Platz, deren Gebiete man vor der deutschen Geschichte und den gegebenen wirtschaftlichen Zusammenhängen vertreten könnte. Kann man noch von Stammeseigenarten sprechen in Gebieten, deren Bevölkerung durch die Folgen des Krieges bis zur Hälfte aus „Fremden“ besteht? Wer wahrt die Stammeseigenarten der vertriebenen Schlesier, Pommern und Ostpreußen? Dürfen sie nicht wenigstens Deutsche sein, nachdem man ihnen ihre Heimat genommen hat? Muß nicht auch ein Staat eingerichtet werden, „Deutschland“ genannt, für die, die sich nur als Deutsche — nichts weiter — fühlen? Haben die „Deutschen“ dazu nicht das gleiche Recht wie die Bayern und Niedersachsen?

Aber kommt vor dieser Frage nicht als erstes das nackte Leben? Kann das ein föderalistisches System besser sichern als der Einheitsstaat? Selbst die eifrigsten Anhänger des föderalen Systems haben das nicht behauptet, und die Motive, die außerhalb Deutschlands für die Auferlegung dieses Systems genannt werden, lassen erkennen, was bezweckt ist: Lähmung!



Nun sind wir die letzten, die die Berechtigung der Sicherheitswünsche unserer Nachbarn bestreiten. Aber diese Wünsche können befriedigt werden, ohne uns ein staatliches System aufzuerlegen, das durch seine Schwerfälligkeit und Kostspieligkeit nicht geeignet ist, unsere Existenzsorgen zu mildern. Föderalismus ist für arme Teufel, die wir sind, einfach zu teuer.

Wollen wir nicht endlich die Frage des Staatsaufbaues aus dem Bereich der Doktrin herausheben und sie allein aus den Bedingungen des praktischen Lebens herausstellen? Wie beschaffen wir uns ein möglichst wirksam arbeitendes, möglichst billiges staatliches System, das die Lebenskräfte des arbeitenden Menschen weckt, statt sie zu hemmen, das für alle verbindliche Grundgesetze erläßt und durchführt, einen vernünftigen Lastenausgleich für alle schafft und eine einheitliche Planung und Entwicklung unserer Produktionskräfte unter weitgehendem Abbau aller behördlichen Bevormundung im einzelnen ermöglicht.

### III.

Daß es so nicht weitergehen kann, zeigt das einsetzende Gegenbestreben, wenigstens zu wirtschaftlichen Einheitsverwaltungen zu kommen. Aber heißt das nicht, zu drei Instanzen eine weitere hinzuzufügen, ohne die anderen überflüssig zu machen? Kommen wir so zu einem wirksam arbeitenden, billigen und übersehbaren Staatsaufbau?

Übersehbarkeit. Dieser Grundsatz führt uns zur Frage der demokratischen Kontrolle. Ist sie leichter im Einheitsstaat oder im Bundesstaat durchzuführen? Was zeigt uns die jüngste Vergangenheit? Die Weimarer Republik ist nicht zuletzt an jenem unseligen Dualismus zwischen Reich und Ländern zugrunde gegangen. Bayern war 1923 der „Hort der Reaktion“. Wie wichtig waren Braunschweig, Thüringen und Lippe für Hitlers Weg zur Macht. Wäre er ohne souveräne Länder auch zum Zuge gekommen? Lebendige Demokratie kann nur in einem lebensfähigen Staat gedeihen, der allen Bürgern Rechtsgleichheit, Freizügigkeit und gleiche Lebensbedingungen in allen seinen Teilen gibt.

Deshalb bekenne ich mich zum deutschen Einheitsstaat (auch dann, wenn ihn die Kommunisten wollen), der landschaftlich gegliedert ist, ohne den Ländern souveräne Rechte zuzugestehen. Reichsrecht bricht Landrecht. Das Reichsparlament erläßt Rahmengesetze, die allen Deutschen Rechtsgleichheit und Freizügigkeit garantieren. Diese Rahmengesetze müssen u. a. die Wirtschafts- und Sozialordnung, das Beamtenrecht und die Gemeindeordnung, das Steuerwesen (das Reich darf nicht der Kostgänger der Länder sein), aber auch das Schulwesen, Konkordate umfassen. Die Durchführung ist einer dezentralisierten Selbstverwaltung in größter Mannigfaltigkeit anzuvertrauen. Es werden also nicht zentralistische Reichsbehörden für alle Verwaltungsaufgaben gefordert, sondern Selbstverwaltungskörperschaften auf beruflicher oder regionaler Basis, je nach Zweckmäßigkeit.

Es ist natürlich ein Unsinn, wenn Berlin vorschreiben wollte, wie in Tuttlingen die Straßen gepflastert, oder aus welchen Baustoffen in Feldafing Häuser



aus dem Reichsausgleichsfonds gebaut werden sollen. Aber daß auch im Kreise Melle die Straßen fahrbar sind, liegt in jedes deutschen Einwohners Interesse. Was und wann etwas gemacht werden soll, müssen das Reichsparlament und die Reichsregierung sagen. Das Wie — im Rahmen bestimmter Möglichkeiten — muß Sache echter Selbstverwaltung sein, wobei natürlich Überschneidungen vorkommen. Dem gesunden Menschenverstand sind das keine Probleme.

Der große Wert der Selbstverwaltung liegt darin, daß sie uns vor sachliche Arbeitsaufgaben stellt. Daraus wird sich vielleicht einmal ein echtes staatsbürgerliches Verantwortungsbewußtsein herausbilden, dessen wir so dringend bedürfen, und das heute im Gegeneinander zentralistisch gesinnter Länderbürokratien in der Schwerfälligkeit staatlichen Lebens zerrieben wird.

Das Wesen der Bürokratie ist Anonymität, Expansionsdrang und Machtstreben. Je weniger Behörden in einem Volkskörper, um so besser sind sie zu übersehen und zu kontrollieren. Wenn wir nicht bald das wildwuchernde Dickicht der Länderbürokratien beschneiden, dann, fürchte ich, wird eines Tages wieder mit unserem entleerten Geldbeutel auch das zarte Pflänzchen der deutschen Demokratie erstickt werden, denn dieser wie jeder Irrsinn löst eine Reaktion aus, und die Übertreibungen des Föderalismus von heute werden der Wegbereiter eines Zentralismus von morgen sein.

Dagegen gibt es eine wirksame Medizin: Lebendige, arbeitsfähige Selbstverwaltung in der Einheit.

In diesen trüben Tagen hat so mancher freiheitsliebende Deutsche seine Zuflucht beim Freiherrn vom Stein genommen, der am 19. 7. 1824 traurig an Gagern schrieb: „Das Streben nach phantastischer Freiheit der einen, die Bemühungen der anderen, den menschlichen Geist zu lähmen, den bürokratischen Despotismus als die vollkommenste bürgerliche Verfassung zu festigen, zu lobpreisen; die Auflösung Deutschlands in zwanzig kleine, feindlich gegeneinanderstehende Fragmente, die durch ein Spinnengewebe verbunden sind; hierzu der furchtbar zunehmende Unwert der Produkte bei einer unerträglichen Abgabemasse! Alles dies betrübt jeden Redlichen, der nur in dem Glauben an eine väterliche weise Vorsehung und dem Blick nach Jenseits, nach dem Überirdischen, Trost und Beruhigung finden kann.“

Hatte der Freiherr vom Stein Unrecht, urteilte er falsch? Ein so fortschrittlicher Mann wie Viktor Gollancz schrieb am 16. 10. 1947 im „Manchester Guardian“:

„Wir müssen bereit sein, eine Verwaltung einzusetzen, die mächtig genug ist, ihren Willen in Bayern oder an der Ruhr durchzusetzen, wie wir in Durham oder Kent. Mit einem übertriebenen Föderalismus herumzuspielen, würde nur bedeuten, das Chaos zu ermutigen, einer Theorie zuliebe, für die niemals allzuviel zu sagen war. Derselbe amerikanische Einfluß — so schrieb ich nach meiner früheren Reise nach Deutschland — wird reaktionäre Tendenzen zu einem zerstörenden wirtschaftlichen Partikularismus in den Ländern stärken und ganz allgemein den blödsinnigen Föderalismus ermutigen, der sich, vergeb-

lich gegen die Logik der Geschichte angehend, selbst schlagen muß. Ein föderalistisches Europa — hundertmal Ja! — Ein atomisiertes Deutschland in einem nicht föderalistisch geeinten Europa Gefahr und Irrsinn! Alles, was sich seitdem ereignet hat und alles, was ich bei meiner letzten Reise beobachtete, bestätigt diese Warnung!"

ROMAN BOOS

## Die Struktur europäischer Solidarität

Zu den Wörtern, die ein gewissenhafter Föderalist fast nicht mehr hören kann, gehört nachgerade das Wort „Föderalismus“. Wo immer unsolide Utopisten ihr Geplärr anheben, muß neben der „Demokratie“ auch der „Föderalismus“ helfen, den Lärm zu verschönern. Wenn man aber auf eine Wodkaflasche das Etikett klebt „Prima Schweizer Süßmost“, so hilft einem, wenn man den Inhalt schluckt, das Etikett nicht gegen den Schnapsrausch. So kann man auch die sowjetisch-totalitären Regierungsformen und -praktiken als „föderalistisch“ etikettieren. Tut man es lange genug, so werden Rausch und Katzenjammer nicht ausbleiben.

Wer besinnungslos für „Föderalismus“ Propaganda macht, muß den „Föderalismus“ immer mehr verraten. Gemeinsam hinter einem Schild herlaufen, ist nun einmal nicht föderalistisch — auch dann nicht, wenn „Föderalismus“ draufsteht. Nur indem „foederati“, Genossen, aufeinander zukommen, sich in Freiheit begegnen, ist ein „foedus“, eine „confédération“, eine „Eidgenossenschaft“ lebendig. In dem Maß, als eine Regierung Gefolgschaft, Hinterherlaufen, Totalitarismus fordert, vertilgt sie die Lebensvoraussetzung des Föderalismus — auch dann, wenn sie die Massen nicht in einem Klumpen antreten und marschieren läßt, sondern — hinter Schein- und Marionettenregierungen — in Gruppen gegliedert. Kommandierte Staatsvölker sind föderationsunfähig!

Die Eidgenossenschaft ist nicht von den Gemeinderäten und den Kantonsregierungen gemacht worden. Allerdings auch nicht ohne sie, sondern mit ihnen — so, daß die ungezählten und unbekannten Alpler, Bauern, Städter in Freiheit den Geist der Freiheit, der unser Gemeinwesen beseelt, im Herzen verspürten, in Wechselwort und -tat verwirklichten und tauschten. Nicht ein Konsortium von Regierungen, sondern eine gegliederte Volksgemeinschaft ist, ihrer Struktur nach, unsere Eidgenossenschaft.

Und wenn man schon davon redet, daß die eidgenössisch-föderalistische Struktur einer künftigen europäischen Solidarität vorbildlich sein könnte, so muß man sich auch klar darüber sein, daß die diversen europäischen (und von außen nach Europa hereinregierenden) Regierungen sich nicht nur darüber werden Klarheit verschaffen müssen, wohinein sie überall ihre Finger zu stecken, sondern auch darüber, wo heraus sie diese ihre plumpen Staatstatzen werden zu ziehen haben: damit geschicktere Hände als die Beamten- und Diplomatenhände die Aufgaben der geistigen und wirtschaftlichen Rettung Europas vor



dem Sturz in den Abgrund und dann den Aufbau einer europäischen Solidarität werden in Angriff nehmen können.

\*

Lehrreicher als abstrakte Pläne sind konkrete Beispiele. Ein solches Beispiel bester europäischer Aufbaustruktur wurde in Zusammenarbeit der Schweizer Bücherhilfe und der German Section des britischen Foreign Office realisiert: diese beiden Stellen haben den organisatorischen und ökonomischen Rahmen für Vortragsreisen von fünfzig Schweizern durch die deutschen Kriegsgefangenenlager in England erstellt. Für die Vorträge selbst wurde uns Schweizern das Wort vollkommen freigegeben. Wenn wir vor den Gefangenen standen und mit ihnen diskutierten, waren keine Staatsfinger dazwischen. Ausdrücklich war uns Schweizern auch jede Kritik an englischen Einrichtungen und Maßnahmen zugestanden. Vom Staat stammte das „Mauerwerk“. Aber in diesem Gemäuer waren Fenster und Türen ausgespart. Und auf englischem Boden konnten sich frei und unbeaufsichtigt Schweizer und Deutsche im geistigen Geben und Nehmen begegnen! Genössisches Leben, im Schutz britischen fair plays!

So fordert auch die Struktur europäischer Solidarität nicht nur Mauern, sondern Fenster und Türen. Staaten, die wie Bunker gebaut sind und höchstens Schießscharten aufweisen, müssen unvermeidlich vor der Aufgabe scheitern, jemals „vereinigte Staaten“ zu werden. Zwischen ihnen sind vielleicht Feuerpausen, Waffenstillstände denkbar. Soll Solidarität der Wirtschaftsbeziehungen und der geistigen Wechselseitigkeit wachsen, so müssen sich die Staatsverträge immer mehr darauf beschränken, Rahmen und Recht zu sichern. Das geistige und das wirtschaftliche Geben und Nehmen wird sich zu einer solidarischen Wirklichkeit nur dann steigern können, wenn die leistenden und die empfangenden Menschen durch breite Fenster und Türen unmittelbar Blick und Weg zueinander finden. Mag der Notstand des zertrümmerten Europa vorerst noch so viele Staatsmaßnahmen im Wirtschafts- und Kulturleben unvermeidlich machen — im Zielbild einer künftigen europäischen Solidarität geht nicht ein Kollektiv-Totalitarismus bunkerartig gebauter Machtstaaten, sondern eine Struktur europäischer Wechselseitigkeit im Einklang mit den Grundsätzen der schweizerischen Außenpolitik, wie sie im April 1946 Bundesrat Petitpierre formuliert hat: „... mit allen Völkern in Frieden zu leben und an allen Versuchen zur Förderung der internationalen Zusammenarbeit auf den verschiedensten und weitesten Gebieten teilzunehmen, um so die Machtbeziehungen zwischen den Staaten durch Rechtsbeziehungen zu ersetzen.“

Durch die Sammlung seiner Macht auf die Rechtsverwirklichung wird der Staat Rechtsstaat und damit erst im Sinne wahrer Solidarität bündnisfähig. „Vereinigte Staaten“ können nur im Gleichgewicht von Macht-Vollzug und Macht-Verzicht eine dauerhafte Struktur bekommen — nur als Vereinigung von Rechtsstaaten, die als Zweiten und Dritten im Bund der Solidarität eine aus Interessenverflechtung wachsende Weltwirtschaft und eine aus gegenseitiger Einsicht und Leistung erblühende geistig-kulturelle Wechselseitigkeit hat. Nach dem Zusammenbruch des Wilsonschen Völkerbundes von Nationen, die sich in ihrem „Selbstbestimmungsrecht“ nebeneinander eingemauert hatten, erscheint nicht nur ein Machtverzicht auf „absolute national sovereignty“ zugunsten eines „universal legal order“, einer „Welt-Regierung“ im Sinne von Emery Reves (The

Anatomy of Peace) geboten, sondern eine baukünstlerische Auflockerung und Gliederung des politischen Mauerwerkes im Sinne einer Entlastung der Staaten und ihrer Regierungen von den Aufgaben, an denen sich besser und wirksamer die sachlich und menschlich unmittelbar berufenen Tüchtigkeiten betätigen. Sachkunde und guter Wille müssen sich überall, wo sie sich regen, unmittelbar, nicht durch Staatsmacht vermittelt und verzerrt, im Sinn einer übernationalen Solidarität zum Einsatz bringen können.

Als Hauptbeispiel einer nicht durch Macht-Vollzug, sondern durch Macht-Verzicht errungenen Dauerstruktur konnte ich in vielen der von mir besuchten 30 Kriegsgefangenenlager nennen: die Steigerung des British Empire zum British Commonwealth (aus dem jedes Dominion austreten kann — was nicht, wie Rosenberg meint, ein Zeichen der Schwäche, sondern eines der Strukturstärke ist) und die Schweizerische Eidgenossenschaft (deren „Neutralität“ der Ausdruck eines historisch erkämpften Gleichgewichts von Mauer- und Rahmenwerk des Staatsbaues ist). Durch unsere vollkommen unpolitische Verflechtung mit den mittel-, west-, und südeuropäischen Sprachgemeinschaften und die „machtpolitische Unbescholtenheit“ unserer Wirtschaft im Weltzusammenhang stehen wir — so wie wir sind! — strukturell in Bereitschaft einer umgreifend wirklichen Solidarität.

Als Gegenbeispiel brachte ich jeweils die durch den Geschichtsablauf als illusionär erwiesene Bismarcksche „Realpolitik“: durch die Schutzzollpolitik seit 1879 wurde verhindert, daß die deutsche Produktionstüchtigkeit sich mit den englischen Welthandelsfähigkeiten zu arbeitsteiliger Interessengemeinschaft hätten verbinden können; und schon früher, 1866, wurde durch die „kleindeutsche Lösung“ staatsrechtlich das „Deutsche Reich“ vom österreichischen Nationalitätenstaat mit der Wirkung abgespalten, daß (nach dem Urteil Wickham Steeds, des langjährigen „Times“-Korrespondenten in Wien) das österreichische Deutschtum, nach Verlust seiner Rückendeckung, außer Stand gesetzt wurde, den anderen Nationalitäten, die (zu einer heilsamen Auflockerung und freiheitlicher Steigerung des Habsburger Reichs in der Richtung eines Nationalitäten-Commonwealth erforderlichen) Konzessionen zu machen.

Die großzügige, aus der britischen Regierungspraxis aber ganz selbstverständliche Freigabe des Wortes an uns Schweizer hat in allen Gefangenenlagern stärkeren Eindruck gemacht als mancherlei, das zum Zweck einer „re-education“, vielfach ungeschickt, versucht worden war. Die Zertrümmerung des totalen, ausganglosen und ausblicklosen Hitlerschen Bunkerstaates hat diese Menschen tiefer erschüttert, als logische Gedankengänge es tun könnten. Sie warten in ihrer bitter erlittenen langjährigen Gefangenschaft auf Taten, die ins Freie weisen. Deutlich oder unklar, geschickt oder unbeholfen formuliert, lebt in ihnen die Sehnsucht nach einer Eingliederung ins menschliche Leben, nach der Befreiung aus der Gefangenschaft durch eigene oder fremde Staatsgewalten. Der Blick auf Staatsgebilde, die wenigstens damit begonnen haben, in ihrem politischen Mauerwerk struktursicher Fenster und Türen auszusparen, wie England und die Schweiz, hat durch alle Bitternis der Vergangenheit und Gegenwart in diesen Lagern eine Hoffnung auf künftige europäische Solidarität aufleuchten lassen, in die sich auch soll eingliedern können, was als guter Wille aus den Trümmern deutscher historischer Fehlentwicklung aufsteigen wird.



## Geistiger Sturmlauf gegen das Kolonialsystem

Bemerkungen zu dem Artikel in Nr. 9 der „Deutschen Rundschau“: „Das Gesicht der Deutschen Jugend“.

In der in der Überschrift genannten Arbeit finden sich die Worte: „Wir haben einen »Reichskolonialbund« gegründet, um der Humanität willen hätten wir unsere verlorenen Kolonien niemals zurückfordern dürfen. Ein unaufhörlicher geistiger Sturmlauf gegen das Kolonialsystem ziemte uns und für die Befreiung jener Völker, die niemals ihre weißen Herren gerufen haben. Das war unsere welthistorische Schuld, die wir verkannt haben.“

Wenn die Jugend wirklich mit so großem Ernst und so unerbittlicher Kritik an die Probleme herantritt, die sich in den vergangenen Jahrzehnten enthüllt haben, wie es in der erwähnten Arbeit überzeugend ausgeführt wird, so sollte man doch erwarten, daß eine Frage von welthistorischer Bedeutung, über welche Bände von Literatur existieren, mit mehr Sachkenntnis behandelt wird, als es hier geschehen ist. Ohne der zitierten Äußerung übertriebene Bedeutung beizumessen, seien daher einige aufklärende Worte dazu erlaubt. Was zunächst den Kolonialbund angeht, den „wir“ gegründet haben, so handelt es sich um die Deutsche Kolonialgesellschaft, eine alte, angesehene Gesellschaft, die wie so manche andere Organisation von Hitler, der als Kleinbürger keinerlei Interesse für Kolonialpolitik, ja vermutlich die gleiche Vorstellung von ihr hatte, wie der Verfasser des hier in Rede stehenden Artikels, usurpiert und unter Umwandlung ihres Namens als Werkzeug der Parteipropaganda mißbraucht wurde.

Nun zur Sache selbst. Das Kolonialsystem der europäischen Staaten, gegen das „ein unaufhörlicher Sturmlauf geziemt“ hätte, bestand darin, aus einem jahrhundertealten *Bellum omnium contra omnes* eine Ordnung zu schaffen. Das ist diesem System in knapp 50 Jahren in einem Umfang gelungen, der die höchste Bewunderung jedes Kenners der Geschichte des dunklen Erdteils hervorrufen muß. Wer auch nur einen Blick in die Kolonialgeschichte des tropischen Afrika geworfen hat, weiß, daß dort nicht paradiesischer Friede geherrscht hat, den unschuldige Gemüter so gern bei Naturvölkern voraussetzen, sondern daß das ganze Innere von Afrika nicht nur durch die jahrhundertelang andauernden Sklavenjagden in geradezu entsetzlicher Weise verheert und entvölkert worden ist. Und als dank der Anstrengungen der europäischen Mächte der Sklavenraub im Absterben war — ich habe seine letzten Lebensäußerungen noch miterlebt — da begann der Mahdi sein Reich aufzurichten, von dem der Verfasser des erwähnten Artikels offenbar niemals etwas gehört hat. Um nicht ungebührlichen Raum in Anspruch zu nehmen, beschränke ich mich auf wenige Zitate aus dem Buche Bergers „Der heilige Nil“, das eine gute und gedrungene Darstellung jener Bewegung gibt. Zunächst ein Streiflicht aus dem Fall von Dara: „Wer nicht alles gab, was er besaß,

wurde auf die entsetzlichste Weise gemartert. Unter den Hieben der aus Nilpferdhaut gefertigten langen Peitschen stöhnten und jammerten die Gepeinigten. Die beutegierigen Schufte knüpften die Gefangenen im glühenden Sonnenbrand mit den Beinen auf, ließen sie stundenlang hängen, bis sie, von Kopfschmerzen halb wahnsinnig, die Verstecke ihrer Habe angaben. Wer sich weigerte, wurde Tag für Tag gemartert. Als Fascher fiel und der Major Hamada Effendi das Versteck seines Goldes nicht verriet, ließ Zogal, dessen Wut zur Raserei gesteigert war, dem Unglücklichen täglich 1000 Peitschenhiebe aufzählen, so daß das Fleisch in Fetzen vom Körper hing, aber der Mann blieb fest. Selbst als der entmenschte Peiniger ihn seinen Todfeinden übergab, die in die eiternden Wunden Salz- und Pfefferwasser gossen, um ihn vor Schmerzen rasend zu machen, schwieg der alte Major.“ Dann ein Bild aus der Einnahme von Khartum: „War ein Mann besonders hartnäckig im Leugnen, halfen alle Martern nichts, so schlitzen die Bluthunde ihm mit ihren breitblättrigen Lanzen den Leib auf und ließen den Unglücklichen, dem die Eingeweide aus dem Leib quollen, hilflos in der Sonnenglut liegen, einem langsamen, qualvollen Tode preisgegeben.“ Endlich eine Szene aus der Niederwerfung der Batahim, die eine „Widerstandsbewegung“ versucht hatten: „Die Opfer wurden an den Galgen geführt, und vor den Augen des Kalifen und seiner Umgebung wurden die Batahim vor den Augen ihrer Frauen zum Teil gehenkt, ein anderer Teil geköpft, dem letzten Drittel je eine Hand und ein Fuß abgeschnitten. Die Verstümmelten blieben in der Sonnenglut liegen, bis sie unter entsetzlichen Qualen ihren Geist aufgaben.“

Diese Proben aus dem Osten des Sudan mögen genügen. Wie es im Westen aussah, zeigt eine lebendige Schilderung von N a c h t i g a l über eine Sklavenjagd des Königs von Baghirmi: „Kaum hatte ein aus schwindelnder Höhe Herabstürzender den Boden erreicht, so fielen die Teufel über ihn her und zerfetzten ihn buchstäblich mit ihren Wurfeisen. Hatte man kaum den Körper in der Luft gesehen, von Zweig zu Zweig stürzend, und in stummem Entsetzen momentan die Augen geschlossen, so erblickte man bei ihrer Wiederöffnung unten bereits unförmliche kopflose Massen mit herausgerissenen Eingeweiden ... In trüben Gedanken ritt ich über die Brandstätte des Kriegsdorfes und zählte noch 27 Leichen von Säuglingen, denen die Mütter in barbarischem Heroismus die Hälse umgedreht oder die sie ins Feuer geworfen hatten. Nie war die Bestie Mensch, die unter dem Vorwand der Religion Tod und Verderben so weit trug, als ihre Waffen reichten, so satt als an diesem Tage.“

In ganz Adamaua lebte die schwarze Bevölkerung jahrhundertlang in steter Furcht vor den Raubzügen der Fulbe, deren Reiterscharen über die Siedlungen der unglücklichen Neger dahinbrausten und alles verwüsteten, was in ihre Gewalt fiel. Noch zu meiner Zeit waren große Teile der Befestigungsmauern erhalten, die einst die Negermetropolen Fumban, Ditam u. a. gegen den Sturm der Fulbe schützen sollten. Erst durch das Kolonialsystem der europäischen Mächte, in diesem Fall Deutschlands, wurden diese unglücklichen Völker von dem Schrecken der Fulberäuber befreit.

In Ostafrika herrschten wenigstens in den Küstengebieten bei Beginn der deutschen Herrschaft zwar im allgemeinen geordnete Verhältnisse, wie man sie



in Afrika auffaßte. Aber ich glaube nicht, daß ein „unaufhörlicher geistiger Sturmlauf“ gegen die von Deutschland eingeführte neue Ordnung den Eingeborenen große Vorteile gebracht hätte, wenigstens kaum den armen Delinquenten, denen bei Diebstahl die Hände abgehackt wurden, die bei schwereren Vergehen bis an den Kopf in die Erde eingegraben und dem langsamen Tode des Verhungerns und Verdurstens preisgegeben wurden, oder denen bei verbotenen Blicken in den Harem ihrer arabischen Herren die Augen ausgestochen wurden; wenn auch dieses Strafsystem dort als durchaus berechtigt angesehen wurde, weil man nichts anderes kannte.

Im Inneren herrschte wie in ganz Afrika unumschränkt das Recht des Stärkeren. Die Massai, die Wahehe, die Wagogo, und wie sie sonst heißen, übten eine unerbittliche Tyrannei über alle schwächeren Nachbarstämme, deren Dasein ein immerwährender Abwehrkampf gegen ihre Unterdrücker war.

Aus dem klassischen Werke Schweinfurths „Im Herzen Afrikas“ erfahren wir von der zügellosen Menschenfresserei der Niamniam, und der Mangbutt, deren Häuptling täglich das zarte Fleisch von Säuglingen genoß, das ihm aus den Beständen der Sklavenkinder geliefert wurde. Noch der Herzog von Mecklenburg stellte auf seiner Expedition „Vom Kongo zum Niger und Nil“, deren Teilnehmer heute noch zum Teil leben, bei den Nsakkara im nördlichen Kongogebiet, wohin die europäische Verwaltung noch nicht vorgedrungen war, Menschenfresserei in entsetzlichem Umfang fest. Ich selbst wirkte bei der Aufklärung eines Menschenfresserbundes im Bezirk von Iringa mit, dessen weibliche Mitglieder ihre Säuglinge einem Zauberdoktor zur Herstellung einer Medizin hingaben, worauf das Fleisch der kleinen Opfer gemeinsam unter Beteiligung der Mütter verzehrt wurde. Ich habe in der Zeitschrift „Der Erdball“ über mehrere Fälle von Kannibalismus aus Ostafrika und Kamerun berichtet, an deren Untersuchung ich beteiligt war oder die sonst zu meiner Kenntnis gelangten.

In den mittleren Teilen der Sahara waren die Tuareg jahrhundertlang der Schrecken aller Oasenbewohner, im Süden von Algerien trieben die Schaamba ihr Unwesen, und die wilden Berberhorden des Tafilelt, die Ait-Atta, die Harratin, und wie sie sonst heißen, brandschatzten die Bergstämme des südlichen Marokko, bis ihnen von den Franzosen das Handwerk gelegt wurde.

Ich glaube nicht, daß alle die genannten Völker, wenn man sie sich selbst überlassen hätte, zu den idealen Zuständen gelangt wären, die der Verfasser der in der Überschrift genannten Arbeit bei ihnen vorauszusetzen scheint. Unser deutscher Anteil an der Befreiung Afrikas von dem Joch einer Barbarei von unerhörter Grausamkeit ist nicht geringer als der Englands und Frankreichs, von Belgien und Portugal gar nicht zu reden, nicht zu vergessen die Leistungen Deutschlands auf dem Gebiete der Sanierung der durch die Schlafkrankheit so entsetzlich verseuchten Länder der Tropen. Durch die Erfindung und Anwendung des Germanin haben wir unsern Gegnern nicht nur die uns weggenommenen Kolonien, sondern ihren gesamten ungeheuren Kolonialbesitz in Zentralafrika mit seinen unermesslichen Werten von dieser Geißel der Tropen befreit, eine Leistung, die nach dem Urteil englischer Hygieniker einen wirtschaftlichen Gewinn bedeutete, der höher ist, als alle Schadenersatzansprüche, die von uns eingetrieben wurden.

## Warum schweigt die Landwirtschaft?

Die Zeit kann so ernst sein, wie sie will — wir Deutschen behalten die Neigung, Menschen, Typen und Berufsstände, die etwas abseits der täglichen Lebensnähe stehen, durch die Brille witziger Entstellung zu sehen. Den Leutnant mit dem Monokel, sind wir los. Ein eleganter Professor, der seinen Regenschirm zufällig nicht stehen gelassen hat, ist uns ebenso fremd wie der Arbeiter ohne Ballonmütze und der „allseitig beliebte Großagrariar“, den wir zur Zeit bodenreformieren, ohne Reitpeitsche und Spielhahnfeder. Das gilt auch für den Bauern ohne Pfeife und Bauch. Das wäre so schlimm nicht, wenn mit dieser Betrachtungsmethode nicht auch die Neigung verbunden wäre, aus dem Bodensatz der Karikatur volkswirtschaftliche Schlüsse zu ziehen und sie ernsthaften Willensäußerungen zugrunde zu legen, unter Umständen sogar der Gesetzgebung. Vielleicht macht man es einmal umgekehrt und benutzt die versöhnliche Methode der Karikatur auf landwirtschaftlicher Seite zur „Entflechtung“ immer komplizierter werdender Tatbestände.

Es wäre nämlich wünschenswert, wenn wir einmal in den Urwald von Planungen, Systemen, Vorschlägen, Gutachten, Erlassen und gesetzgeberischen Akten dieser oder jener Reichweite die Stimme der Landwirtschaft selbst hörten: wenn es sich auch nur um ein kleines, bescheidenes Glöckchen handelt, das uns vorbimmelt, in welcher „Richtung“ der Bauer zu finden ist. Irgendwo muß er doch sein. Man setzt ihn jedenfalls voraus — nicht etwa immer als Produktionsfaktor, also als Menschen mit Eigenschaften und Leistungen, aber als Objekt aller der schönen Maßnahmen, die uns satter machen sollen als bisher. Diese Maßnahmen zeigen nun eine unterschiedliche Musik, auch wenn sie nicht vom politischen Winde verweht über die Steppen und Ozeane zu uns gelangen, sondern den Kompositionen der eigenen Dogmentrompeter entstammen, die sich ländersweise ihre Chöre zusammenstellten. Eine Melodie kam noch nicht genau heraus. Zum demokratischen Mitsingen ist es noch zu früh. Schallgeschwindigkeit und Reichweite sind aber berechenbare Größen. Sie entsprechen übrigens nicht den Zonengrenzen. So gibt es hier und da doppelten Genuß.

Nun die Lage! Wir werden im Vierzonengebiet eine durch die Witterung insbesondere im Westen und Süden stärkstens beeinträchtigte Ernte von ziemlich genau 50 Prozent des Normalertrages 1935/39 haben. Das vereinfacht die Betrachtung. Die drei westlichen Zonen liegen etwas über, die russisch besetzte Zone entsprechend unter 50 Prozent. Ein stärkerer Anfall an pflanzlicher Produktion bzw. ein geringer Verlust an den sogenannten „Veredelungsspesen“ auf Grund der schwächeren Viehhaltung gleicht die Lage weitgehend aus. Im Ergebnis hat das deutsche Volk von bald 68 Millionen Menschen nach dem Fortfall des Ostens in diesem Jahre 38 Prozent, also etwas



mehr als ein Drittel, seiner normalen Eigenerzeugung geerntet, die bekanntlich 83 Prozent des gesamten Lebensmittelbedarfs der Vorkriegszeit und, wenn man den gleichen Prozentsatz auf die Kalorienrechnung übertragen will, 2560 Kalorien entsprach. Damit haben wir die 1000-Kalorien-Grenze durchschnittlich und für den Normalverbraucher erheblich unterschritten. Eine eingehende Berechnung aus der Bizone bestätigt dies Resultat.

Das ist aber nicht etwa die Höhe des Übels. Sie liegt in verschiedenen Komplikationen: einmal in der Tatsache, daß das mehr als dürftige Lebensmittelvolumen nun auch noch sehr unterschiedlich verteilt ist und die Zuführung der sogenannten Rationen infolgedessen auf erhebliche sachliche und persönliche Schwierigkeiten stößt, die die ersten Laufversuche der jugendlichen Länder nicht unerheblich belasten. Andere hungernde Staaten haben wenigstens den Vorteil einer eingefahrenen Verwaltung, die auf die Stimme eines zentral etablierten Herrn hört. Eine weitere Erschwernis ist durch den Umstand gegeben, daß die Kompensationsgeschäfte zu einem Notstandsrecht geworden sind, das praktisch den Strafrichter außer Funktion setzt und bei sinkenden Ernten steigende Anteile der Ernte beansprucht. Die größte Schwierigkeit liegt indessen in der Tatsache, daß in weiten Gebieten gerade das Grundfutter fehlt, also Gemüse und Kartoffeln. Die Bedeutung der Fett- und Eiweißfrage für die Arbeitsfähigkeit der Bevölkerung darf selbstverständlich nicht unterschätzt werden. Der Mangel an Grundfutter in dem vorliegenden Ausmaß berührt aber nunmehr das Problem der Regierungsfähigkeit eines staatlichen Gebildes schlechthin — übrigens unabhängig von der Frage, ob das Länderhemd näher sitzt als der bizonale Rock oder der Mantel der Zentralverwaltung. Die Suppe, um die man sich gegenseitig anknurren könnte, ist zwar erkennbar zu dünn geworden. Aber das Regieren im „Vakuum“ will auch gelernt sein.

Der offenbar allseitig ehrenvoll beendete Kartoffelkrieg unterstreicht erneut die Bedeutung der Reihenfolge aller Maßnahmen. Wir müssen zunächst und unter allen Umständen die Herstellung der sättigenden Grundstoffe der Ernährung sichern. Das ist uns beim Vieh besser gelungen als beim Menschen — ein Zustand, der schwer erträglich ist und uns unmittelbar in das Gebiet der „Planung“ führt. Wir müssen uns hierbei zur Objektivität zwingen: jedem landwirtschaftlichen Jahresablauf liegt eine Planung zugrunde, die man so und anders machen kann. Es ist unnötig, sich gegen den Gedanken der Planung überhaupt zu wehren. Was wir allerdings bisher auf diesem Gebiet erlebt haben, ist, wenn man alle Erfahrungssammelstellen zu Worte kommen läßt, ziemlich erschütternd. Bisher lagen wir landwirtschaftlich in der kleinen Spitzengruppe produktionsstärkster Länder trotz bodenmäßiger und klimatischer Behinderung an beachtlicher Stelle. Fast ein Drittel der Welterzeugung an Stickstoff (genau sind es 28 Prozent) wurde jährlich in Deutschland auf die Nutzfläche gebracht. Freundliche Hinweise, es einmal bei uns mit Handelsdünger zu versuchen, treffen also auf eine verständnisvolle Haltung, und sofern man allseitig Humor hat, auf eine erlösende Heiterkeit. Wie man z. B. Saatgut

pflügt und erhält, hatten wir ebenfalls gelernt. Daß wir auf diesem Gebiet auch im dritten Jahre nach dem Zusammenbruch unsere Erfahrungen nicht nutzen durften, ist für weite Gebiete eine schwere Belastung. Das Wirtschaften nach fremden Rezepten hat schon früher die Frage nach dem Wirkungsgrad staatlicher Produktionsregie aufgeworfen, so gut gemeint oder so schlecht bekömmlich sie auch immer sein mag. Die Unzweckmäßigkeit mancher behördlichen Anordnung ist von offensichtlichen Vernichtungserfolgen begleitet. Wir ringen die Hände: „Heimat, deine Sterne!“

Es ist billig, in diesem Zusammenhange auf die Bürokratie zu schimpfen, d. h. auf die Bürokratie, wie wir sie auffassen — diesmal außerhalb der Karikatur! Übersüttet von Befehlen und Projekten, ohne Raum und Befugnis und zum großen Teil von der Ergebnislosigkeit ihrer Arbeit überzeugt, stampft sie ihren Parademarsch wider Willen auf der Stelle und gegen die Mauern der „Systeme“ und sieht das praktische Leben hinter den Bergen verschwinden, wo es im Niemandsland des Rechts seine eigenen Spiele betreibt: ein entmutigendes und auch ein würdeloses Bild.

Die Städte sind voller Sorgen. Auch die mögliche Hilfe wird vielfach verhindert. Das „Mitläufertum“ ist nicht ausschließlich eine nationalsozialistische Liquidationserscheinung. Wer mit wem aus welchen Gründen mitläuft, wird zunehmend klarer. Was die Kostümfreudigkeit anbetrifft, hat offenbar auch die Demokratie ihre Karnevalsperiode. In diesem Stadium müssen wir uns befinden. Immerhin sollten die Inhaber der Weisheit zusehen, sich eine richtige Hose zu greifen. Auch für diese Auswahl kann die Stimme des Bauern von Bedeutung sein.

Darum ein kurzer Weg durch die Fragen des ländlichen Lebens der Gegenwart. Ist der Staat oder das Land oder der Namensträger irgendwelcher hoheitlicher Kompetenzen in der Lage, einen Produktionsschutz zu gewähren — also sagen wir einmal in den Fällen, in denen innerhalb des Einzugsgebietes der Fahrräder bei besonders beliebten Früchten bereits die illegalen „Entnahmen“ auf dem Felde 20—30 Prozent der gewachsenen Ernte betragen, bevor sie dem Transport übergeben wird, für den bekanntlich besondere „Gesetze“ gelten! Dankbar für alles, was schließlich die Zuckerfabrik oder einen anderen sicheren Hafen mit automatischer Waage erreicht, läßt sich der Bauer vom Ergebnis der Abrechnung überraschen und sinnt über die Spesen dieser Zeit und über die Frage nach, wie er vor dem Mann, den es angeht, die Nichterfüllung seiner Ablieferungspflicht rechtfertigt.

A propos: Ablieferungspflicht! Da gibt es nun auch wieder Systeme. Sie sind verpflichtet, durch die breiten Streuungsfelder der Leistungen Linien zu ziehen, unterhalb derer das vorgeschriebene oder angemessene „Soll“ als nicht erfüllt gilt. Wie sehen nun diese Streuungsfelder aus? Wir wählen drei Beispiele aus vorliegendem Material, das noch aus der Zeit vor der eigentlichen nationalsozialistischen Erzeugungsschlacht stammt, also Anspruch auf relative Ehrlichkeit hat:



Streuungsart:	Wirtschaftstyp:	Streuungsbreite:	
		in RM je ha	in v. H. des Einheitswerts:
1. Reinertragsstreuungen	Bayerische Futterbau- betriebe auf gutem Boden, 5—20 ha	von + 260.— bis — 170.—	
	Nordwestdeutsche Weide- betriebe, 5—20 ha	von + 132.— bis — 100.—	
2. Streuung der Ernäh- rungsleistung (Verkauf und Eigenbedarf und Deputat)	Bäuerliche Getreidewirt- schaften Mecklenburgs, Ertragswertklasse 12—18		von 10 bis 193%
Streuung des Umsatzes	Bäuerliche Getreidewirt- schaften Mecklenburgs, Ertragswertklasse 12—18	von + 80.— bis + 600.—	
3. Aufwandsstreuung (Gesamtaufwand)	Schlesische Zuckerrüben- betriebe aller Größen	von 473.— bis 988.—	

Es ist gleich, welche Betriebsgrößen und Wirtschaftsrichtungen, Bodenklassen und Verkehrslagen man heranzieht, ob man die Reinerträge, die Ernährungsleistung oder den Aufwand prüft, stets ist auch innerhalb gleichartiger Gruppen jene als Streuung bezeichnete Unterschiedlichkeit vorhanden, die es so außerordentlich schwer macht, Leistungsnormen zu finden.

Wir wollen die Leistung. Wir müssen sie haben! Wozu brauchen wir die Norm?

Was drückt sich in der Streuung aus? Sicherlich auch Vermögen und Unvermögen, Fleiß und Faulheit, Streben und Schlendrian. Aber ganz gewiß nicht zur Hauptsache: zunächst die uralte Weisheit von den erst am Rande erforschten Neigungen des Bodens, den beglückenden und betrübenden — die traditionelle Kenntnis von dem witterungsbedingten Risiko bestimmter Anbau-richtungen, die Neigung und Leistung erzeugende Erbmasse in der Behandlung des Viehs und die vielen anderen Dinge, die sich nahezu der Darstellung entziehen. Warum kann sich der eine in eine Stutenherde schlafen legen, und den anderen beißen die Sauen? Der eine Mensch paßt in das Moor und der andere in den Lehm. Und tauschen wir sie und geben ihnen alle Lehrbücher dieser Welt mit, dann versagen vielleicht beide. Wer hat Recht: der die Erhaltung seines Eigentums mit Sparsamkeit, mit Drosselung der Lebenshaltung und sogar mit Mißtrauen gegen den Politiker betreibt, weil er ihnen ein kürzeres Leben gibt, als seine Arbeit dauert — oder der mit abgewogenen oder auch manchmal wilden Investitionen den Konjunkturen nachjagt — und Glück hat? Der eine liefert still vor sich hin, und der andere geht preisgekrönt durch alle Ehrenpforten. Der Ungeeignetste, diese Fragen zu beantworten, ist jener

Typ, der mit Stoppuhr, Leistungstabellen, Terminkalender und Wetterkanone Natur und Menschen aus der Weisheit seines synthetischen Olympos beglückt. Zwischen diesen „fremdbestäubten“ Gestalten, übrigens Opfer eines Wilhelm Busch der Zukunft, und dem wurzelechten Bauerntum ist ein wirtschaftliches Gespräch meist ohne Nutzen. Die einen messen die Leistungsabstände und beginnen zu nivellieren, die anderen haben den sichern Instinkt für Voraussetzungen und lassen sich nur durch langfristige Beispiele überzeugen. Die bäuerliche Individualwirtschaft ist einer der stärksten Pfeiler der abendländlichen Welt. In ihr ist die Kolonne der Leistungen weit auseinandergezogen — und das ist nicht bedauerlich, sondern selbstverständlich.

Aber das Problem der Produktionssteigerung bleibt. Aus ihm wird das Gesetz der Gegenwart entstehen und bestimmend sein für Besitzerhaltung und die gegenseitige Förderung der Berufsstände. Es ist in seinem notgebotenen und unabdingbaren Ausmaß neu für die praktische Landwirtschaft, und es kann nur wachsen aus der Landschaft und ihren Menschen — aber es entzieht sich weitgehend der behördlichen Beeinflussung. Übrigens nicht ganz: es gibt Möglichkeiten eleganter Fernsteuerung, die sich auch ein Sozialismus der praktischen Vernunft zu eigen machen sollte, wenn es ihm mehr auf das Ziel als auf die Anwendung verbrauchter und verstimmender Mittel ankommt.

Aber von dieser Eleganz sind die Ausführungen weit entfernt, die bei der Erörterung der Frage der Geldreform und ihres Zeitpunktes gemacht worden sind und die sich, wenn wir recht berichtet sind, von bestimmter Stelle auf die Argumentation gestützt haben, daß eine pflegliche Behandlung der Landwirtschaft im Sinne der Verwertung ihrer Erzeugnisse in neuem Geld unnötig sei. Von jetzt ab wörtlich: „Eine Reihe von Landwirten hätte aus spekulativen Gründen Lebensmittel verschoben und den Erlös in Luxusgütern, Textilien, Edelmetallen und ähnlichen Waren angelegt. Wenn die Landwirte in Geldnot gerieten, sollten sie sich eben dieser Luxusgüter wieder entäußern.“

Die Landwirte, die das getan haben, werden nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung nicht zahlreicher sein als die Menschen, die diese Luxusgüter zum Bauern gebracht haben. Ebensovienig, wie man den Verbraucher auf den Schwarzen Markt verweisen kann, um damit aller Sorgen ledig zu werden, dürfte es innerhalb einer Rechtsordnung empfehlenswert sein, die Deckung der landwirtschaftlichen Unterbilanz durch das Empfangsergebnis dieses Schwarzen Marktes in Aussicht zu nehmen. Das könnte in den Monaten, die uns noch von der Geldreform trennen, überzeugender wirken, als es den Vätern dieses Gedankens lieb wäre. Der edelsteinsammelnde Bauer ist mit keiner volkswirtschaftlich beachtlichen Zahl vertreten. Aber wenn es so wäre, so würde er auch nichts anderes getan haben als große Teile der produktionshamsternden gewerblichen Wirtschaft, weil er sein eigenes Produkt bekanntlich nicht auf die hohe Kante legen kann.

Es dürften einige Zahlen am Platze sein. Das Vierzonengebiet hatte eine Normalerzeugung zu den Preisen von 1935/39 von 10,45 Milliarden RM, von der etwa 2,60 Milliarden auf Selbstversorgung und 7,85 Milliarden auf Verkaufserlöse entfielen. Die Ernte dieses Jahres liegt auf 50 Prozent. Der Wert der Selbstversorgung wird nach den Preisen 1935/39 trotz mengenmäßiger Vermehrung der Berechtigten oder der tatsächlichen Empfänger auf 2,10 Mil-



liarden zurückgegangen sein. Am normalen Verkaufserlös fehlt also die Differenz zwischen 7,85 und 3,15 = 4,70 Milliarden RM (3,15 = 5,25 — 2,10). Nach den Preisen 1935/39 sind die Einnahmen um 60 Prozent zurückgegangen. Was mit dem Rest wirklich zu kaufen ist, braucht nicht betocht zu werden. Man wird Verständnis dafür aufbringen müssen, welche unerfreulichen Wirkungen von derartigen politischen Äußerungen gerade zu einem Zeitpunkt ausgehen, in dem eine Erntekatastrophe mit dem Zwang zur äußersten Kraftentfaltung verbunden ist.

Aber noch eine andere zahlenmäßige Überlegung sei gestattet: Im Vierzonengebiet lebt nunmehr das ganze deutsche Volk und die Vertriebenen aus anderen Staaten dazu, die unberücksichtigt bleiben sollen.

Es fehlt in diesem Jahre wertmäßig im Vierzonengebiet ein Ernteteil von 5,25 Milliarden und die gesamte Erzeugung des Ostens mit 2,85 Milliarden dazu.

Sa. 8,10 Milliarden.

Wollte also das deutsche Volk den Fehlbetrag seiner Ernährung auch nur bis zur Grenze seiner bisherigen Eigenerzeugung, also bis zu den genannten 2560 täglichen Kalorien decken, so müßte es zu deutschen Durchschnittspreisen 1935/39 und für 8 Milliarden einführen. Aber inzwischen sind die Weltmarktpreise stürmisch (in einzelnen Produkten bis zu 300 und 400 Prozent) davongelaufen. Es lohnt deshalb eine Rechnung nicht, was die Einfuhr des Fehlbetrages heute wirklich kosten würde.

8 Milliarden sind es, — das sei wiederholt, jedenfalls zu deutschen Durchschnittspreisen 1935/39, wenn wir den Stand der früheren Eigenerzeugung erreichen wollen und eine über den Vorkriegsbestand hinausgehende Bevölkerungsvermehrung außer Betracht lassen.

Es lohnt sich weiterhin nicht, auszuführen, warum eine derartige, im übrigen zusätzliche, d. h. zum sonstigen Bedarf z. B. an Textilrohstoffen, Fertig- und Genußwaren hinzutretende Einfuhr durch keine irgendwie zu gestaltende Ausfuhr bezahlt werden kann, zumal die gedrosselte Produktionskapazität Deutschlands für jede Mehrausfuhr eine anteilmäßig scharf steigende Rohstoffeinfuhr zur Voraussetzung hat. Es gehört schon einiger Mut dazu, angesichts dieser Lage und der Notwendigkeit, auch auf der landwirtschaftlichen Seite nicht alle psychologischen Voraussetzungen unbewertet zu lassen, an die regulierende Wirkung des bisherigen Schwarzhandels zu appellieren. Mut gehört dazu und — eine überraschende Unkenntnis von Größenordnungen und dessen, was man gemeinhin unter „Recht“ versteht.

Zum Trost darf sich die Landwirtschaft an der neuen Gestaltung der Bodenreform festhalten. Es ist immerhin schon etwas, wenn man dem Ertrinkenden die Patentanmeldung für einen neuen Rettungsring zuwirft, der allerdings zu allgemeinem Bedauern zur Zeit nicht hergestellt werden kann. Man kann auch mit kleinen Mitteln Freude machen.

Gut, die Sache ist politisch. Wir ziehen uns gern in die Vorstellung zurück, daß wir von Politik nichts verstehen. Wir müßten sonst über die Frage nachdenken, welche Rolle in der Entstehung eines neuen Krieges den deutschen Landwirten über 400 ha zufallen könnte.

Unsere Stellungnahme ist deshalb ausschließlich wirtschaftlich. Der Viehstapel Deutschlands ist durch die Futterkatastrophe dieses Jahres stark angeschlagen. Seine Ergänzung nach Qualität und Quantität wird geraume Zeit beanspruchen, sofern sie angesichts des überragenden Nutzens pflanzlicher Produktion überhaupt erwünscht sein sollte. Sie ist im Gesamtbild unzweifelhaft nicht erwünscht. Das wird offenbar von den Besatzungsmächten des Westens bestätigt. Ausgerechnet in diesem Augenblick den Zwang zu viehstarken Wirtschaften durch Siedlung dort zu schaffen, wo die pflanzliche Produktion bisher vollkommen natürlich überwog, scheint uns in dem gleichen Ausmaß den Gang in das Minus zu bedeuten, in dem ernährungsmäßig die pflanzliche Produktion der tierischen überlegen ist. Wenn man schon plant, so gewinnen richtungsweisende Maßnahmen dadurch nicht an Überzeugungskraft, daß man sie von der anordnenden Stelle selbst nicht befolgt.

Auf deutscher Seite wird auch in dieser Beziehung eine Änderung der Karikatur notwendig. Gustav Meyrink würde zu diesem Problem etwa zu sagen haben: „Wenn auf den Wesenskern bestimmter Agrarpolitiker ein Reiz ausgeübt wird — welcher auch immer — so siedelt er.“

Daß im übrigen in bezug auf die wirtschaftliche Wirkung und Durchführbarkeit der Bodenreform in den Westzonen erhebliche Meinungsverschiedenheiten bestehen, ist kaum anzunehmen. Insofern ist die Freude an ihr wirklich politisch. Deshalb ist auch ein neuer Plan entstanden: die bisherigen Großbetriebe zur Vermeidung von Fehlern in Form von Produktionsgenossenschaften weiterzuführen. Die deutsche Landwirtschaft darf sich grundsätzlich nicht gegen die Weiterentwicklung ihrer Produktionsformen sperren.

Versuche machen nun klug — aber meist nicht reich. Erfahrungen auf dem Gebiet der Bewirtschaftung von Gutsbetrieben werden unter der Voraussetzung völliger und objektiver Vergleichbarkeit mit Privatwirtschaften nützlich sein. Dabei wird man den naheliegenden Verdacht vermeiden müssen, daß das Vorreiten von Paradeperden auf Staatskosten erfolgt. Die Kenntnis der Zweckmäßigkeit, daß die Einnahmen die Ausgaben decken, wird sich alsdann in einer besonders milden Form auf erfahrungsbedürftige Politiker übertragen lassen.

Aber eine Begründung der Bodenreform vermeide man besser: daß nämlich die Bodenreform auch noch im Interesse der Ansässigmachung der Ostvertriebenen durchgeführt werden müsse. Es ist bereits von wissenschaftlicher Seite ausgeführt worden, daß sich aus der Aufsiedlung der nicht bereits in bäuerlichen Größenordnungen verpachteten Wirtschaften über 100 ha nach Berücksichtigung der bisher in diesen Betrieben beschäftigten Landarbeiter nur etwa 4 bis 5 Prozent der Familien in selbständiger Ackernahrung einsetzen lassen, die aus hauptberuflich-landwirtschaftlicher Tätigkeit des Ostens stammen. Mit diesem Prozentsatz läßt sich innerhalb der Beschränkung, die uns die Entnazifizierung auferlegt, nur eine dürftige Propaganda betreiben.

Es ist gleichgültig, auf welchem Gebiet man sich auch der Landwirtschaft nähert — wobei die gute Absicht einmal vorsichtig unterstellt werden soll — das Fehlgreifen in der Wahl der Mittel und das Überschütten „mit standortswidrigen Herkünften“ (wie man sich landwirtschaftlich am verständlichsten ausdrücken wird) lähmt die bäuerliche Arbeit und gibt ihr vielfach in Richtungen



keine Entwicklungsmöglichkeit, in denen sie bereits Vorbildliches geleistet hat und Lehrmeister weder in fremden Beispielen noch in der eigenen Bürokratie findet.

Warum schweigt die deutsche Landwirtschaft? Sie soll sagen, was sie kann und will und welcher Hilfsmittel sie bedarf. Sie sage ihre Absicht für die Gesamtheit des deutschen Bodens und setze die taktische Abwandlung, wenn sie schon einmal nötig ist, nicht vor, sondern hinter den Grundsatz. Sie ergreife auf ihrem eigenen Gebiet die Initiative und weise ihre Menschen Schritt für Schritt in Pflicht und Frische lebendigen Fortschritts und erlöse sie von dem unwürdigen Zustand, den eigenen Acker nur mit schwarzen, grauen oder sonstwie dunklen Wegen am Leben halten zu können. Wir sind jetzt so weit, daß eine scharfe Erfassung im Durchschnitt der Fälle nur noch auf Kosten der Produktion möglich ist. Das ergibt einen Notstand, gegen den jede Bürokratie vergeblich anläuft — ob mit oder ohne „System“. Es gibt nur ein System, das vernünftig ist: eine klare und natürliche Teilung der Gewalten und Zuständigkeiten. Der Staat muß Leistung sehen und muß erfassen, denn er darf seine arbeitenden Menschen nicht unter das Hundeniveau bringen. Das hat jeder Bauer zu begreifen. Für die Berechnung der Leistung gibt es durchaus brauchbare Vorschläge. Die Getreidewertrechnung hat wahrscheinlich die größten praktischen Vorzüge. Aber nun schaffe der Staat keine Märtyrer, bevor er nicht selbst weiß, in welchen „Streuungsräumen“ er sich bewegt und wieviel nichterfüllende Opfer er plötzlich in seine Strafregister aufnehmen muß. Wenn es ihm gelingt, im nächsten Wirtschaftsjahr objektiv und einwandfrei die tatsächliche Marktleistung jedes Betriebes in einer Summe und je Hektar nach einem einheitlichen Schlüssel festzustellen und gemeinde- oder bezirksweise zur öffentlichen Kenntnis zu bringen, dann hat er viel, sehr viel getan. Die psychologische Wirkung wird gewaltig sein — gerade dann, wenn die Klarstellung ohne finstere Drohungen erfolgt. Der Ernst einer derartigen Maßnahme wird wesentlich unterstützt, wenn von der naheliegenden Möglichkeit: „jedem Land sein eigener Schlüssel“ kein Gebrauch gemacht wird. Daß sich an offensichtliche Minderleistungen irgendwelche peinliche Folgen knüpfen werden, ist jedem Bauern klar. Von der Landabgabe bis zur Ausgleichsbelastung steht ein ganzes Register zur Verfügung. Es kann sogar sehr zweckmäßig sein, ihn im Ungewissen zu lassen. Erst dann, d. h. nach Feststellung der Marktleistung, läßt sich die Frage entscheiden, ob und welche Pflichtablieferungen nach Erreichung einer bestimmten, für jeden greifbaren Produktionsmittelversorgung als Entwicklungsziel binnen einer angemessenen Frist vorzuschreiben sind. Aus dem gesamten Streuungsbild wird nämlich erst erkennbar, ob es zweckmäßiger ist, die Minusvarianten im ganzen Reichsrest auf den Schwung zu bringen, oder im Interesse eines baldigen Erfolges die Fürsorge des Berufsstandes auf stark abhängende Gebietsteile, Anbaurichtungen und Inseln des Gleichmuts zu konzentrieren. Es sprechen manche Vermutungen dafür, daß der letzte Weg der richtige ist, zumal man nur über eine beschränkte Anzahl wirklich erfahrener Betriebswirtschaftler verfügt, die sich auch gegenüber einem mit Recht selbstbewußten Bauerntum nicht blamieren. Auch die Feststellung eines Ablieferungssolls als Entwicklungsziel sei Sache der öffentlichen Hand, die bis dahin noch viel lernen muß, was sie heute noch nicht weiß.

Aber man kann wirklich die letzte Hoffnung auf Keimfreudigkeit der Vernunft verlieren, wenn man von Plänen hört, daß die gleiche öffentliche Hand, die das Produkt erfaßt, die Leistung feststellt und Ablieferungshöhen festlegt, also gezwungen ist, mit ihren landwirtschaftlichen Untertanen ohne besondere Milde zu verkehren, nun auch noch durch ein staatliches oder staatlich beeinflusstes Beratungswesen sich empfehlen und dann vorschreiben soll, wie es gemacht werden muß. Abgesehen davon, daß es eine besonders törichte Form staatlicher Regie ist, nicht das Eigentum, sondern seine Äußerungsformen zu sozialisieren, ist diese Kombination von Strafrichter und Anwalt mehr, als der Volksgerechtshof der Hitlerzeit fertiggebracht hat. Da gab es noch wenigstens Offizialanwälte m. b. H., die aber nichts mit Richten zu tun hatten. Doch damit nicht genug: das ganze Land soll mit dieser Art von Heilgymnastik unterschiedslos überzogen werden. Hier hilft keine Kritik mehr, sondern nur noch die Karikatur.

Vielleicht denkt der Westen daran, daß seine wirtschaftlichen Formen auch die Wirkung der Ausstrahlung haben! Es lassen sich tatsächlich — selbst theoretisch — keine wirkungsvolleren Formen der Produktionsbeeinträchtigung finden als dieses staatliche Glatteis und die leidenschaftliche und berechtigte Abwehr des Bauerntums, die unausbleiblich ist.

Eine ähnliche Lage ist auf dem Gebiet der landwirtschaftlichen Vorbildung gegeben. Bevor man die Semesterfolgen der *almae matres rerum rusticarum* auf den Bildungshunger des landwirtschaftlichen Nachwuchses abstimmt, wird die Frage zur Entscheidung drängen, ob man mit den Schülern beginnt, bevor man die Lehrer hat. Die Lehrer wiederum sind nicht unabhängig vom Lehrstoff. Überblickt man den voraussichtlichen Lehrstoff, so wird erkennbar, daß der Zwang, auf engem Raum in intensiver Produktion zu leben, eine Fülle neuer Probleme aufwirft, denen wir uns nähern müssen: von der Wissenschaft her — aber auch gerade von der Praxis. Es wird sich herausstellen, daß die Notwendigkeit der Arbeitsteilung und der Spezifikation auf besondere Leistung mit der gleichen Unerbittlichkeit auf uns zukommt wie früher in der Industrie. Wir wissen, daß die Schwierigkeit der bäuerlichen Wirtschaft auf engerem Raum in der Vielseitigkeit der Anforderungen liegt, ohne daß dieser oder jener angeborenen und gepflegten Spezialkenntnis genügender Auslauf gegeben werden kann. Das läßt sich organisatorisch weitgehend verbessern. Aber nun scheiden sich die Geister. Die einen machen ein Gesetz. Dann seufzen sie befriedigt und fühlen die Berechtigung zur Schwerarbeiterzulage. Die anderen überlegen, daß das schönste Gesetz mit Wirkung in acht Jahren zwar eine vorbildliche Erziehung gewährleisten kann, aber das zwischenzeitliche Verhungern nicht verhindert. Vielleicht kommen sie auf den Gedanken, daß sie mit der Ausbildung da anfangen, wo der schnellste Erfolg, die größte Flächensparnis und damit die Möglichkeit zusätzlicher Kulturen und — bisher die größte Unwissenheit gegeben ist: unter Umständen also auf dem Gebiet intensiver Grünlandwirtschaft und des Fütterns. Was wissen wir nun schon wirklich von diesen Dingen? Die soviel geschmähten Handelsdüngerkonzerne waren mitten in einer vorbildlichen Arbeit.

Dann wird man außerhalb aller schulmäßigen Hausregeln Belehrung und Ausbildung von jung und alt so aufziehen, wie sie nach Lage der Sache unter



Dach und Druck gebracht werden kann. Dann wird man lernen, wie und mit wem man es machen will — und dann muß sich der Herr Gesetzgeber unter Umständen noch einmal bemühen. Das scheint im großen die zweckmäßigere Fruchtfolge zu sein. Sie wird offensichtlich machen, daß auf dem Gebiet des Schulwesens eine enge Verbindung zwischen Staat und Berufsstand vorausgesetzt werden muß — daß indessen die Bedarfsanmeldungen vom Berufsstand auszugehen haben.

Innerhalb dieser Fruchtfolge wird sich weiter herausstellen, daß fast nichts so nötig ist als ein Netz von Beispielswirtschaften. Sogar die Forschung ist von ihnen abhängig. Aber nun schaffe man nicht Beispielswirtschaften mit hochgepöppelten Bühnengeln und Rekordtendenzen, sondern mit gutem, anständigem Durchschnitt in der Vielseitigkeit wirtschaftlicher Voraussetzungen und bringe Ergebnisse, die sich ohne Rückstufung übertragen lassen. Damit allein gewinnt man ausreichende Grundlagen, welche Intensität man billigerweise verlangen kann, welcher Arbeitsbesatz und welche Leistungen angemessen sind und wo der Finger auf die typischen Wunden gelegt werden muß. Leistungsnormen und Leistungsgesetze sind eine fragwürdige Angelegenheit, bevor man weiß, was man zu belohnen oder zu bestrafen das „Recht“ hat. Damit würden wir also anfangen — und das allerdings bald!

Dabei taucht dann die Frage auf: wer soll das finanzieren, der Staat oder der Berufsstand? In diesem Zusammenhange werden dann Vorgänge aus fernen Ländern herangeholt, in denen dieser oder jener demokratische Grundsatz zur beispielhaften Durchführung gelangt ist. Diese Länder haben im allgemeinen die Besonderheit, daß sie nicht hungern, daß in ihnen die Verkehrsmittel, die Nachrichtenübermittlung und die Werbetätigkeit funktionieren und daß die Frage: öffentliche Mittel oder freiwillige Beiträge? sich auf erheblich neutralere Voraussetzungen eingependelt hat, als dies bei uns der Fall sein kann. Sollten Maßnahmen, die dem Hunger zu Leibe gehen, deshalb unterbleiben, weil ein ferner demokratischer Grundsatz sonst naheliegende Lösungen nicht gestattet, muß der Grundsatz am Maßstab der Not überprüft werden.

Ein Gesetz ist allerdings eiligst notwendig: die einheitliche Klärung der Zuständigkeiten und Befugnisse. Es dürfen weder Kräfte brachliegen noch soll vergebliche, später von anderer Stelle abgewandelte Arbeit geleistet werden. Die wichtigsten Fragen: Produktion, Produktionsmittel, Arbeit, Preis, Lohn, Kredit und Ausbildung überspringen die Zonen- und Ländergrenzen.

An der Spitze steht das Problem: wie machen wir aus der Landwirtschaft wieder eine saubere, ehrliche Angelegenheit? Das erfordert unzweifelhaft ein Zusammenwirken von Staat und Berufsstand.

Nur die Männer des uneingeschränkten Vertrauens der Landwirtschaft sind in der Lage, die inneren Voraussetzungen für eine Arbeit zu schaffen und zu halten, die wahrscheinlich für lange Zeit die schwersten Belastungen bringen wird. Kein Gesetzgeber täusche sich darin, in der Übergangszeit vom Unfug zum Recht mehr leisten zu können, als den Einflußbereich rechtschaffener Menschen zu stützen. Damit ist die Frage beantwortet, ob das Schwergewicht der Entwicklung beim Staat oder beim Berufsstand zu liegen hat.

## Die Flüchtlingsfrage psychologisch gesehen

Eine der bösesten Erscheinungen des deutschen Alltags, die auch immer wieder in Form gedruckter, geschriebener und gesprochener Klage das Ausland erreicht und dort allenthalben Kopfschütteln verursacht, ist die Behandlung der aus dem Osten Verdrängten, deren einem die „Deutsche Rundschau“ im Heft 7/1947, Seite 29, das bittere Wort gewährt. Wohl begreift jeder vernünftige Mensch, wenn man sie in Zeiten schwerster allgemeiner Not nicht mit Triumphbogen und Girlanden empfängt, und wenn sich die Neubürger den gleichen schweren Verpflichtungen unterziehen müssen wie die Alteingesessenen; die Art aber, wie man tatsächlich immer wieder diesen bedauernswerten Erben einer furchtbaren Hinterlassenschaft begegnet, vermag jenseits der Grenzen nichts als betretene Ratlosigkeit zu verursachen und den Behauptungen jener, welche die „Würdelosigkeit“ unter die Haupteigenschaften der Deutschen zählen, Auftrieb zu verleihen. Dies um so mehr, als gerade das Ausland in den verflossenen tausend Jahren immer wieder den einzelnen Völkern viel fremder gegenüberstehenden Regimeflüchtlingen unter dem schlichten Motto „Christenpflicht“ ein menschenwürdiges Asyl gewährte.

Will man aber ein Geschehen ändern und es in andere Bahnen leiten, so heißt es zunächst klären und den Vorgang bis in seine Wurzeln hinein verfolgen; denn nur Verstehen bedingt Umkehr. Wenn wir den Versuch unternehmen, einige Quellen des immer wieder beklagten Zustandes aufzudecken, so können wir nicht auf einzelne von hunderttausend Fällen eingehen, etwa auf den des westfälischen Redakteurs, der für die Ostflüchtlinge gerade das Primitive für gut genug erklärt, oder auf den jener bayerischen Arztfrau, die eine Zimmerbeschlagnahme mit der Weigerung ihres Mannes, zukünftig noch Flüchtlinge ärztlich zu betreuen, parierte, sondern wir dürfen dem ganzen Komplex nur im allgemeinen nahetreten. Daher fragen wir: Worin bestehen die Hintergründe einer Trägheit des Herzens, wie sie sowohl dem Christentum als auch der Tradition von „Hermann und Dorothea“ zuwiderläuft?

Die äußere, oberflächliche Ursache zu erkennen, ist leicht. Der, wenn schon mit einem blauen Auge, noch einmal Davongekommene hat Angst um das Kärgele ihm Verbliebene, und er fürchtet eine noch weitergehende Entblößung und Proletarisierung. Er beruft sich vor seinem Gewissen auf allerlei innerhalb der letzten anderthalb Jahrzehnte pro patria geleistete Opfer, von materiellen Einbußen angefangen bis zum Verlust lieber Familienmitglieder, und er sieht nicht, daß er durch seine Abwehr, durch seine Unnahbarkeit, durch seine ängstliche Eigensucht Gegenkräfte hervorruft, die für ihn eine viel größere Gefahr zu werden drohen. Oder sieht er es doch? Uns scheint, mancher erkennt diese sich durch seine Mitschuld stauende Energie, schätzt sie aber falsch ein. Eine mehr oder weniger eingestandene Hoffnung mag unter manchen



Eingesessenen in der Form grassieren: „Laßt die Neuen, laßt die Dahergelaufenen nicht warm werden! Je weniger heimisch sie bei uns werden, um so eher werden sie in den Osten zurückfinden, aus dem sie kamen!“ Sieh da, in diesem Falle lehnt man sie also ab, wehrt sich gegen sie zwecks Schürung und Unterhaltung von Revisionsansprüchen. Aber wie irrig ist diese Spekulation! Es stimmt, Kräfte speichern sich auf, wie in einem Akkumulator, aber sie werden, wenn man sie nicht zu nutzen versteht, keinesfalls in dieser Form nach außen hin frei werden — das sieht jeder bei einigermaßen unvoreingenommener Überlegung —, sondern einzig und allein nach innen, zum Schaden aller. Das wäre die eine Wurzel: Aus menschlich nicht ganz unverständlicher, vielleicht auf diese und jene Weise kaschierter Selbstsucht entsteht über Hartherzigkeit schließlich die falsche Hoffnung, durch die eigene Ablehnung, durch das sture Nichtzurkenntnisnehmen der Tatsachen eine Revision zu erzwingen. Uns scheinen die Gedankengänge nicht sehr fremd, und sie erinnern verteuelt an gewisse Spekulationen und Schlagworte der jüngst vergangenen Ära.

Gibt es noch andere Wurzeln? In der Epoche zwischen 1933 und 1945 war zusammen mit anderen phrasenhaften Begriffen, wie dem vor Eigennutz gehenden Gemeinnutz oder demjenigen von Blut und Boden, deren gelegentlich echter Kern immer wieder von einer sogenannten Führung ad absurdum geleitet wurde, die „Volksgemeinschaft“ Triumpf. Man sang das hohe Lied von der schicksalhaften Zusammengehörigkeit des eigenen — versteht sich ausgewählten — Volkes, von der Keimzelle der Familie angefangen, und betrieb diese handwerksmäßige Kunst mit derartiger Unermüdlichkeit und Lautstärke, daß dem wahrhaften Kenner und Liebhaber nur zu bald, mit Verlaub zu sagen, das Kotzen ankam. Mit der Zeit mußte sich, wie bei jedem zur leeren Phrase degradierten Begriff, auch in der breiten Masse eine zunehmende Unempfindlichkeit, ja häufig eine ins Gegenteil umschlagende Überempfindlichkeit einstellen. Das wäre die Basis.

Der Begriff der so unermüdlich gepredigten Volksgemeinschaft wurde aber, ganz abgesehen von seinem phonographenmäßigen Gebrauch, auch auf andere Weise von den Nazis selbst unterhöhlt. Sie sahen in den Individuen ihres Volkes keine gleichwertigen Größen, sondern sie führten unter pseudowissenschaftlichen Aspekten eine willkürliche, von äußeren Momenten abhängige Staffellung ein. Unter totaler Verkennung der von ihnen gepredigten Erb- und Rassenlehre gliederten sie die Bürger nach äußerlichen Gesichtspunkten in verschiedenerlei angeblich mehr oder weniger wertvolle Typen, vom hochgepriesenen nordischen Edelmenschen bis hinab zum minder geschätzten ostischen Wesen. Der angeblich ostische Mensch mit seinen kritisierten Körper- und Charakterformen galt keineswegs als Ideal. Überhaupt ostisch... Schon das Wort bietet billige Assoziationen zum ohnehin schiefl abgesehenen Osten, den in unermesslicher Hybris verachteten östlichen Völkern. Diese tausendjährigen Lehren sind nicht spurlos vorübergegangen. Ostflüchtlinge — ostische Menschen — minderwertiges Pack... wie leicht denkt sich das.

Einen Schritt weiter: Das Morgenrot des Dritten Reiches bedeutete das Abendrot für Hunderttausende jüdischer oder sogenannter nichtarischer Deut-

scher. Landsleute, Mitbürger, mit denen man aufgewachsen war, die man von Jugend an kannte, mit denen man sich bisher in gleichem Streben und nämlichen Zielen vereint wußte, Kinder derselben Muttersprache und desselben „Lebensraumes“ wurden geächtet, ausgestoßen, denunziert, dem Hässcher übergeben und ruchlos ermordet, alles Stufe um Stufe. Ein witziger Kritiker sagte schon 1933, es sei diesbezüglich so, als ob man, sagen wir an Hand eines Adreß- oder Telefonbuches, alle Leute, die den Namen Schmidt oder Meier trügen, herausgreife und auf eine schwarze Liste setze... Aber der übrige Volkskörper gewöhnte sich im großen ganzen daran, gewann die halbe Welt und nahm Schaden an seiner Seele.

In dem schweizerischen Dorfe, wo wir leben, predigte der reformierte Geistliche am ersten Advent 1938 in gerechtem Abscheu: „Heute stehen die Synagogen in Flammen, aber ich sage euch, morgen werden die Kirchen brennen!“ So geschah es. Doch es waren nicht allein die Gotteshäuser von Holz und Stein, die dieses Schicksal traf, auch die, einmal begonnene Entwürdigung des Tempels des Leibes schritt fort und nahm schauerliche Formen an, zuletzt gegenüber den Verursachern. Wenn in der Folge Deutsche von seiten gewisser Sieger stellenweise jenen Lebensbedingungen unterworfen wurden, die sie ihren (ursprünglich aus dem engsten Kreise ihrer Mitbürger ausgewählten) Opfern bereiteten, so ist dieses Vorgehen rational zu verstehen, wenn man schon seine Weisheit füglich bezweifeln mag. Böse, unglaublich böse wird es erst, wenn der Schwellwert zu solchen Methoden in unbewusster Übereinstimmung — cum grano salis — heute schon wieder gegenüber einer Gruppe engster Landsleute überschritten wird — gegenüber den sogenannten Ostflüchtlingsen. In vieler Beziehung müssen sie für das herhalten, müssen sie den Egoismus und die Hartherzigkeit der Landsleute bezahlen, wie es vor ihnen mit einer ebenso zufällig-schicksalhaften Schicht nicht für vollwertig anerkannter Landsleute begann.

Bewußt haben wir bis hierher eine gewisse Schwarzweißmalerei getrieben und die Verantwortung für die oft beklagten Zustände im Flüchtlingswesen deutlich den Alteingesessenen zugeschoben. Da vernehmen wir den Einwand, es sei eine Binsenwahrheit, daß bei einer schlechten Ehe die Schuld meist beide Partner treffe. Selbstverständlich sind auch die Ostflüchtlinge keineswegs alles Engel. Zugegeben, der eine oder andere mag übersetzte Forderungen stellen, wie sie ihm bei weitem nicht zukommen. Aber wer kennt nicht die Auswirkungen einer Panikstimmung und den engen Zusammenhang zwischen sozialem und seelischem Gleichgewicht? Zugegeben, gelegentlich mag darunter einmal ein Pg im Vertrauen auf den Verlust seiner Papiere den altbekannten rüden Ton anschlagen. Oder trägt auch hier etwa nur die dem melodiosere Laute gewohnten süddeutschen Ohr befremdlich klingende harte ostdeutsche Aussprache die Schuld? Die Ostflüchtlinge sind eine bunte Schar ursprünglicher gesellschaftlicher Schichtung nach und charakterlich variabelster Elemente, „Gute und Böse“, wie in jeder Gemeinschaft. Aber wenn sich, wie allüberall, auch hier und da ein räudiges Schaf unter ihrer Herde finden mag, so ist das noch lange kein Grund für Kollektivurteile, es sei denn, man hielte einen Rückfall in die nur allmählich verlorene Großraumdenkungsart für erstrebenswert. Auch



die Ureinwohner von Mexiko und Peru, die Armenier und die europäischen Juden waren Individuen verschiedenster Charakterprägung, wertvolle und weniger wertvolle Menschen, und trotzdem wird der kritische Betrachter die Verantwortung für ihren Untergang letztlich keinesweg ihnen selber zuschreiben. Der expressionistische Romantitel vom Ermordeten, der statt des Mörders schuld sei, ist und bleibt eben doch ein Paradoxon. Was die Vergleiche betrifft, so zeihe man uns bitte keiner Übertreibungen: Es geht wirklich um Tod und Leben! Was die Praxis betrifft, so sei z. B. an England erinnert, das trotz seinem Notstand seit 1939 den Status von Zehntausenden von — diesmal sogar aus feindlichem Ausland stammenden — Flüchtlingen dank seinem hochentwickelten Rechtsempfinden und ängstlicher Achtung der Freiheitsansprüche des Individuums befriedigend zu lösen vermochte.<sup>4</sup>

So glauben wir trotz allem, von mannigfachen äußeren Umständen abgesehen, für die den ehemaligen Ostflüchtlingen, den jetzigen Neubürgern, zu oft entgegengebrachte Ablehnung zwei hauptsächliche, innere, mehr oder weniger unbewusste Wurzeln aufgedeckt zu haben: jene, die aus Angst um die restliche Habe, aus Selbstsucht und Härtherzigkeit die „Fremden“ zu den Akteuren eines zukünftigen Revisionismus zu machen bestrebt ist, jene andere verwandte, die, zutiefst in ihrem Unterbewußten in sträflichen Vorurteilen und laienhaften Rassenspielereien wurzelnd, darüber hinaus jene Landsleute aus dem Osten, diese „Ostischen“, schier instinktiv ablehnt und sie in jene Situation drängt, für die einem einst ein anderer Prügelknabe zur Verfügung stand. Beide Hauptwurzeln sind, wie wir gesehen haben, gespeist von äußerlich entrüstet verleugnetem nazistischem Ideengut. Um so wichtiger ist es, sich diese inneren Strebungen zu vergegenwärtigen und die notwendigen Konsequenzen zu ziehen.

## **Lichter im Nebel**

Wie Augen, die das Leben müd' gemacht,  
So leer sind Lichter, die im Nebel scheinen.  
Sie starren, wie aus blindem Traum erwacht,  
Und ducken sich und warten auf die Nacht  
Und sinn'n Gram und wollen weinen.

Nur manchmal heben sie die Lider still,  
Als suchten sie in grauen Wolkenschächten.  
Und wenn ein Leuchten aus dem Dunkel fiel,  
Dann lächeln sie, wie in beglücktem Spiel,  
Und trinken Glanz aus fernen Juninächten.

Walther Heuer

## Skandinavischer Widerstand

Die Opposition gegen den Nationalsozialismus hat in den von Deutschland besetzten Gebieten sehr verschiedene Formen gezeigt. Während in den östlichen Ländern und zum Teil auch in Frankreich die Kampfhandlungen in Wirklichkeit nie ganz eingestellt wurden, sondern sich in einem ständigen Guerillakrieg fortsetzten, den die Nazis mit der sehr fraglichen Bezeichnung „Partisanenkrieg“ belegten, in Frankreich, Belgien und den Niederlanden die direkte Verbindung mit den angelsächsischen Mächten rege blieb, wurde in Norwegen und Dänemark der Kampf vornehmlich mit geistigen Waffen ausgefochten. Der Widerstand der skandinavischen Völker ist also am meisten dem der deutschen Widerstandsbewegung vergleichbar, wenn er sich auch weit öffentlicher abspielte, als dies im Lande des Nationalsozialismus selbst der Fall sein konnte. Zwischen beiden haben auch tatsächlich Querverbindungen bestanden. Um seiner Rassenideologie willen scheute der Nationalsozialismus in Skandinavien vor dem den östlichen Völkern gegenüber angewandten Radikalismus zurück. Aber das ist nicht der ausschlaggebende Grund dafür, daß es ihm nicht gelang, dieser Opposition Herr zu werden. Diesen müssen wir vielmehr darin suchen, daß er echten geistigen Waffen gegenüber immer versagte.\*)

Neben Richtern und Lehrern war es vor allem die Geistlichkeit, welche das Rückgrat des skandinavischen Widerstandes bildete. In Deutschland hatte sich der Kampf der Kirchen nicht eigentlich mit dem politischen verbunden, da bei manchen, die aus religiösen Gründen den Nationalsozialismus ablehnten, doch aus einem falsch verstandenen nationalen Pflichtgefühl die politische Konsequenz nicht gezogen wurde. Dieses den deutschen inneren Widerstand so komplizierende Moment fiel hier fort. Der Kampf gegen den Geist des Nationalsozialismus ließ sich mit der Abwehr gegen den äußeren Feind und auch gegen die als landesverräterisch empfundene norwegische Hirtenbewegung ohne Konflikt vereinbaren. In Norwegen war es vor allem die Persönlichkeit des Bischofs Berggrav, um die sich jahrelang die Opposition im passiven und aktiven Widerstand sammelte. Verfolgung und Verhaftung des Bischofs haben dagegen nichts vermocht. Seine Reden und Predigten fanden in allen skandinavischen Staaten begeisterten Widerhall. Presse und Rundfunk des neutralen Schweden sorgte für ihre Verbreitung auch über Skandinavien hinaus. In Dänemark stand im Mittelpunkt des kirchlichen und zugleich nationalen Widerstandes ein einfacher Landprediger, Kaj Munk. Er ist um seiner Haltung willen ermordet worden. Von all diesem ist in Deutschland wenig bekannt. Es ist ja tatsächlich so, daß der größte Teil des deutschen Volkes auch heute noch nicht klar darüber sieht, was sich hinter der Kulisse des „siegreichen Heeres“ in Wirklichkeit abgespielt hat. Das ist keine Entschuldigung; denn wer sehen und hören wollte, er-

\*) Wir weisen in diesem Zusammenhang auf die bedeutsame Rolle hin, die Moral-Rearmament gerade in der norwegischen Résistance gespielt hat. Frederic Ramm, ein Anhänger der Oxford-Group, war einer der Hauptträger des geistigen Widerstandes gegen die Okkupation.



fuhr trotz der strengsten Absperrung genug. Aber es ist so. Und deshalb ist es so wichtig, daß, wenn schon das Geschehen nicht erfaßt wurde, etwas von dem Geist dieses Widerstandes zu uns dringt, dessen Problematik, wie gesagt, der eigenen deutschen dieser Jahre so nahesteht. Wir müssen es darum ganz besonders begrüßen, daß der Neue Verlag, Stockholm, uns zwei wichtigste Veröffentlichungen, die Ausdruck dieses Kampfes sind, in deutscher Übersetzung zugänglich gemacht hat: Eivind Berggrav, „Der Staat und der Mensch“ (1946), und Kaj Munk, „Dänische Predigten“ (o. J.); beide sind Niederschlag der geistigen Auseinandersetzung in Norwegen und Dänemark, nicht Berichte des historischen Geschehens und haben daher grundsätzlichen Wert.)

Berggravs Buch, das 1944 abgefaßt wurde, behandelt zunächst das Wesen des modernen Staates, dann folgt in seinem zweiten Teil ein eingehender Plan für den politischen, ethischen, wirtschaftlichen, staats- und völkerrechtlichen Neubau der Gemeinschaft. Wie vor ihm Emil Brunner („Gerechtigkeit“, 1943) und seither anderer sieht Berggrav den Ausgangspunkt für die Entstehung des „dämonischen“ modernen Machtstaates in der bisher geltenden Auffassung von der Souveränität als eines Prinzips, das den keine höhere Autorität und Bindung mehr kennenden Staat begründet, welcher Sinn und Verpflichtung nur noch in sich selbst sucht. Allerdings hat erst eine jahrhundertelange Entwicklung zur krassen Durchsetzung dieses Gedankens geführt. Die Säkularisierung fand etappenweise statt und war lange wenigstens durch einen Schleier der Moral verhüllt. Der seinem Wesen nach längst amoralische Staat wurde in der Epoche des Liberalismus durchaus als „moralisch“ empfunden. So kam es zu dem Paradoxon, daß die Guillotine „am Eingang des irdischen Paradieses der Politik“ (S. 37) stand. Erst der totalitäre Staat, der die Entwicklung bis zur völligen Rechtlosigkeit ad absurdum führt, hat die notwendige Konsequenz klarwerden lassen. Der Protestantismus ist nach Berggrav an dieser Entwicklung nicht ganz unschuldig, nicht „weil er von einer evangelischen Anschauung aus das Naturrecht fallen ließ, sondern weil er nichts an dessen Stelle zu setzen hatte“ (S. 61 f.) und die Welt sich selbst überließ.

Die falsche Ausgangslage bestimmte nicht nur das Schicksal der einzelnen Staaten, sondern als Folge auch das der Staatengemeinschaft. Darum mußte auch der Völkerbund ohnmächtig bleiben. Allzusehr hat sich nach Berggravs Meinung die Auffassung eingebürgert, daß die Politik vor allem eine Frage der Macht sei. Meineckes resignierte These, daß die Staaten in ihrem Verkehr untereinander nun einmal nicht von Moral und Recht geleitet würden, bezeichnet Berggrav als falsch. Allerdings sei es richtig, daß „Kulturstaaten“ (im Gegensatz zu Machtstaaten) nur dann möglich wären, wenn auch die internationalen Beziehungen nicht mehr nur von Macht getragen würden. Um dies aber zu erwirken, also: um eine wirklich auf Vertrauen beruhende Föderation selbständiger Staaten aufzubauen, müsse man, so schließt er umgekehrt, beim Einzelnen, also bei den Staaten beginnen. Der Ansatzpunkt sei nicht das Politische, sondern die Sphäre des Rechts und der Ethik. Und wie im Staat als erstes wieder ein sicheres Rechtsbewußtsein geschaffen werden müsse, das seinen Ausdruck im „Allgemein-Menschlichen“, z. B. in den Menschenrechten, finde, so sei für den

Bund der Staaten ein „lebendiges internationales Recht“ der Ausgang. Hierfür führt der Theologe Berggrav sehr konkrete Vorschläge an; für den Einzelstaat: föderative Auflockerung, Selbstverwaltung in Gemeinde, Schule, beruflichen „Lebensgruppen“, Verlagerung der Autorität und Verantwortung auf breite Schichten des Wirtschaftslebens und die verschiedenen politischen Parteien („Es muß Platz für Uneinigkeit da sein, damit Raum für Vertrauen entstehen kann“, S. 225) — alles Ziele, deren Erreichung uns für Deutschland heute so wichtig erscheint. Es frappt, daß sie auch von der Basis des kleinen Norwegen aus als die unserer Zeit gemäßen erscheinen! Die neue Völkerrechtsordnung sieht Berggrav vorgezeichnet im Ausbau der „Allgemeinen Rechtsgrundsätze“ des Art. 38, 3 des Statuts des Ständigen Internationalen Gerichtshofs, und zwar in Gestalt eines auf Vereinbarung beruhenden kodifizierten internationalen Rechts und „internationalen Staatsrechts“, dessen Werkzeug und Garantie die Intervention sein müsse. Denn mit der bisherigen Auffassung der Souveränität würde ja auch die Intervention ihren Inhalt verändern. Es ist bemerkenswert, daß diese Thesen 1944 in Norwegen, ohne Fühlungnahme mit den Alliierten, in der geistigen Einschließung der deutschen Okkupation geschrieben wurden. Vieles seither tatsächlich Gewordene ist hier Vorausgesehen und als Erfordernis verstanden worden. Berggrav übersieht auch nicht die Gefahr, die einem solchen neuen Rechtsdenken durch die Siegermächte selbst drohen würde, weil bei ihnen natürlicherweise zunächst noch die Tendenz vorherrschen müsse, für sich bei dem alten Souveränitätsbegriff und damit bei der Macht als Grundprinzip des Staates zu bleiben.

Dies ist in großen Zügen der positive, konstruktive Teil von Berggravs Buch. Seine Verwirklichung ist der Zweck des Widerstandes gegen den modernen Machtstaat. Wesentlich kürzer ist der Teil des Buches, welcher sich mit der eigentlichen Widerstandslehre, d. h. mit der Rechtfertigung des Widerstandes, befaßt. Er ist nicht minder wichtig, vor allem auch ein ihm beigegebener Annex, welcher einen 1941 mehrfach gehaltenen Vortrag über Luthers Lehre vom Widerstandsrecht enthält. Es ist bekannt, daß im Gegensatz zum Calvinismus das Luthertum durch Jahrhunderte eine konservative Obrigkeitstheorie entwickelt hat, die durch ihre wörtliche Gebundenheit an die Schrift, vielleicht aber noch mehr durch die unselige politische Verbindung von Thron und Altar einer allzu bequemen Auffassung vom Untertanengehorsam Vorschub geleistet hat. Berggrav stellt dem eine neue Lutherinterpretation entgegen, die zu dem klaren Schluß kommt, daß, da nach Luther die Tyrannis einem „trunkenen Kutscher“ oder einem „durchgehenden Pferd“ gleiche, es „unsere Pflicht“ sein könne, „ungehorsam zu sein“ (S. 373). Es sind dies Erkenntnisse, denen sich auch das deutsche Luthertum in den letzten Jahren keineswegs mehr verschlossen hat — man denke nur an Namen wie Wurm und Lilje —, die aber in so konkret-wissenschaftlicher Weise wie durch Berggrav meines Wissens noch nicht formuliert worden sind.

Neben dieser grundsätzlichen, von der Liebe zum Menschen und hierin eingeschlossen zum eigenen Volk getragenen Staatstheorie, die befreit ist von aller nationalistischen Enge, unterscheiden sich die Predigten Kaj Munks im wesentlichen Punkt; es fehlt ihnen gerade das, was den Wert von Berggravs Lehre aus-



macht: der neue übernationale Standpunkt. Auch Munk kämpft gegen die Dämonie der Macht, für Wahrheit und Gerechtigkeit „den Kampf des Nordens wider die Idee, die der Gegensatz zu unserer eigenen ist“ (S. 51); aber er sieht sie verkörpert im äußeren, im Landesfeind. Für ihn heißen „die ersten und größten der Kleinodien“: „Ehre, Ehre und abermals Ehre!“ (S. 41). Munks Aufruf zum Widerstand ist hinreißend durch die Wucht seines eigenwilligen Ausdrucks, durch die Kraft der echten Überzeugung und der lutherisch anmutenden ursprünglichen Glaubenslebendigkeit. Aber die letzten Konsequenzen hat dieser Landpfarrer kaum erkannt, wenn er die Ehre — genauer gesagt: die nationale Ehre — als „das Erste und das Letzte“ (S. 49) dem Nationalsozialismus entgegensetzen will, dessen Existenz ja gerade die Unzulänglichkeit, weil Haltlosigkeit, solcher „letzten“ Werte bewies.

Auch im skandinavischen Widerstand also gab es, genau wie im deutschen, verschiedene Entwicklungsstufen. Auch hier gab es Idealisten, die ihr äußerstes persönliches Opfer, Freiheit und Leben, zu bringen bereit waren und darum rein menschlich stets zu den Verehrungswürdigen gezählt werden müssen, die aber im Grunde doch nur zu den „Anständigen“ nach der Wertskala einer vergangenen Epoche gehören, nicht zu den Wegbereitern eines neuen, seine Grenzen kennenden Staates. Zwischen beiden liegt eine weite Spanne, die zu überwinden heute — oder vielleicht immer? — nur wenige vermögen. Bücher, wie das von Berggrav, können darum gar nicht positiv genug bewertet, solche wie Munks. Predigten nicht gewissenhaft genug auf ihre letzte Stichhaltigkeit hin geprüft werden. Denn, bei aller Achtung vor dem Menschen Munk, seine Lehren sind letztlich weder „national“ noch „christlich“, was sie doch sein wollen. Hierüber sollten gerade wir Deutschen nachdenken. Wir brauchen uns — das eben zeigt auch das Bild des skandinavischen Widerstandes — nicht vorzuwerfen, daß wir allein mit den letzten Konsequenzen noch nicht recht fertig geworden sind. Aus unserer Situation des totalen Bankrotts heraus dürfte es für uns sogar leichter sein als für die Sieger und Neutralen, die von Berggrav vorgezeichnete neue Ebene zur Grundlage unseres Denkens zu machen.

## Gebet

Die meisten werden nur gemein und klein,  
wenn sie durch Leid und Elend gehen müssen.  
Mich aber laß, o Herr, von jenen sein,  
die deine Hände dafür dankbar küssen!

Mir aber schenk' dafür die Melodien,  
die voller Staunen sind und voll Begreifen,  
daß es uns nur zu unserm Blühen dien',  
darin wir deinem Bild entgegenreifen!

H. Hansen

## Bergab, in die Nacht

(Februar 1945)

Wie seit sechs Jahren, muß ich auch heute morgen wieder über den Wahnsinn des Mordens und über die Wollust der Vernichtung nachdenken. Dieses beunruhigende und beschämende Gefühl wird nur durch die Tatsache gemildert, daß die Gewißheit des baldigen Endes dieses leiblichen und seelischen Totentanzes unbestreitbar geworden ist. Es ist Februar. Der Winter war sehr gnädig und hat sich schon zur Ruhe begeben. Aber das Frühjahr will noch nicht recht die Herrschaft übernehmen. Der Himmel macht ein unfreundliches Gesicht und hat einen leichten Schleier vorgezogen, jenen Schleier, den wir der Deckung wegen, die er feindlichen Fliegern gewährt, mit Recht so fürchten. Das Ohr lauscht angespannt in den Äther. Kein auch noch so fernes Motorengeräusch ist vernehmbar. So kann ich mich mit dem kleinen Wagen ruhig der Landstraße, die durch Wald und Feld über leichthügeliges Gelände wie in eine bessere Unendlichkeit hineinweist, anvertrauen. Hin und wieder muß ich den Motor abstellen, um erneut hinauszulauschen, ob Flugzeuge zu hören sind, die, durch ihren Bombenabwurf oder die Feuergarben des Tieffliegers ihr Verderben bringen.

Die mittelalterliche türmereiche Stadt wird sichtbar. Bald schlägt es zehn Uhr. Am Eingang der Stadt erkundige ich mich und erfahre, daß es bisher „nur“ Voralarm gibt, daß aber der sonst übliche Vollalarm noch nicht ertönte. Also kann ich unbesorgt zum Büro fahren.

Jetzt gilt es, den inneren Menschen wieder umzuschalten. Es gilt, eine Wirklichkeit zu spielen, die gar keine ist. Die Maske muß her, die nicht verrät, wie sehr man dieser fadenscheinigen Wirklichkeit bis auf die Knochen sieht. Dieses künstliche Leben des „als ob“, dieses unbeirrbar Schreiten über ein ausgehöhltes Dasein erfordert geradezu artistisches Können. In diesem Büro, das nach dem staubbindenden Öl riecht, dessen Wände von Stellagen verdeckt sind, in denen verstaubte Akten ruhen, und dessen Ofen sich müht, mit dem wenigen Holz und dem Dreck, den man hineinschüttet, etwas Wärme abzugeben, in dieser überaus sachlichen Atmosphäre sitzen Menschen, die in ihrer Mehrzahl zu feige sind, die greifbaren Dinge bei ihrem Namen zu nennen.

Es ist schon mehr als ein Glückszufall, daß der Aufbau dieses seltsamen Gebildes gelungen ist. Es hat sich bisher als ausgezeichnete Tarnbau bewährt. Sogar die Gestapo ist in die Irre geführt. Auch den Militaristen, die ihr Ende ahnen und die gerade deshalb noch den letzten Zivilisten krepieren sehen möchten — dabei bedingungslos unterstützt von jenen Stabsärzten, die Alfred Polgar schon nach dem ersten Weltmorden die „Zuhälter des Todes“ nannte — ist man hier entrückt.

Kaum öffne ich die Türe, da sehe ich zu meiner großen Verwunderung Werner dort sitzen. Mit ihm hatte ich heute morgen wirklich nicht gerechnet, und er erscheint mir geradezu etwas gespensterhaft, zumal er grau und müde



aussieht. Er war auf einer Fahrt durch Deutschland, natürlich mit falschen Papieren. Er war in Dresden und in Berlin. Die Meldungen über die vernichtenden Fliegerangriffe der letzten Tage auf diese beiden Städte hatte ich gehört und deshalb noch nicht mit ihm gerechnet. Nun aber sitzt er da, in der vergangenen Nacht als völlig gebrochener Mensch zurückgekehrt.

Die anderen im Raum verschwimmen, sind gegenstandslos, werden zu Luft. Die sogenannte Dienstpost, die man mir vorlegt, scheint mir heute noch lächerlicher, als sie es ohnehin schon immer ist. Es lohnt ja nicht. So ziehe ich mich mit Werner zurück, und er berichtet, erzählt. Er gerät in Eifer, und das Inferno, in das sich Deutschland selbst gestürzt hat, wird wieder so greifbar, daß es mich erneut schaudert.

Ich sehe Dresden, das durch zwei Nachtangriffe zerstört wurde und das am Tage darauf den dritten Angriff erduldet: am Faschingsdienstag. Die Steinquader dieser lieblichen Elbstadt türmen sich nun regellos auf, unzählige Leichen liegen darunter, dazwischen und darüber, oft sind es nur Leienteile. Die letzten Schreie der Verdammung sind verhallt. Das Getöse der Verzweiflung und der Angst wurde in Blut und Gehirnresten zum Verstummen gebracht. Der Große Garten taucht auf. Man denkt an die freundlichen Tage, an denen man einst dort die Kinder spielen, die Mütter stricken und die Greise promenieren sah. Man denkt daran, wie dort am Tage, bei Einbruch der Dunkelheit und in der Nacht, die Liebe in den vielfältigsten Formen ihre Feste feierte. Man denkt an August den Starken und seine genußbereite Zeit ... Jetzt aber sehe ich dort das Café, das als Lazarett umgebaut war, ich höre das Sausen der Bomben, die zahllos den Großen Garten überschütteten. Ich sehe, wie alles lichterloh brennt, wie die Amputierten über das Gartengitter des Lazarett ins sogenannte Freie geworfen werden und wie sie nun dort, Amputierte ohne Prothesen, mit schlechtsitzenden Verbänden in einem dem Weltuntergang gleichen Tosen über die aufgerissene Erde von Trichter zu Trichter hüpfen, wie ihre verstümmelten Glieder anklagend gleich nackten, abgebrochenen Aststümpfen zucken und vielleicht in nächster Minute von den Sprengbomben oder Rauchschwaden zu ewigem Schweigen erwürgt werden. Das grün-rote Phosphorfeuer der Bomben wird zur bengalischen Beleuchtung dieser Szene vor dem grau-schwarzen Himmel, der durch die weinenden Bewegungen der zerzausten Bäume eine aufgeregte Lebendigkeit erhält. Die Hölle Boschs oder Goyas „Estragos de la Guerra“ wird hier Wirklichkeit, bis sich schließlich in den nachfolgenden Tagen alles stumm und erschöpft in Protuberanzen des Elends und des Jammers fortsetzt.

Wer denkt hier noch an die Kulturwerte, an das Grüne Gewölbe, an die Sixtinische Madonna oder an die Frauenkirche? Der Mensch steht hier im Mittelpunkt, das verführte, gemarterte, zerrissene und erwürgte Individuum.

Am Elbufer klagen tote Pferde auf ihre unnachahmbare Weise den Menschen an, Pferde, die neben toten Artisten, ihren Freunden und Meistern von gestern liegen — die letzte Rolle dieser Künstler des Hauses Sarrasani.

Doch es ist auch hier das Böse, das das Gute will. Hunderte haben auf diese Stunde gewartet. Hunderte, die sich bisher vor den schamlosen Häschern der Barbarei wegen ihrer Abstammung oder ihrer Freiheitsliebe in dunklen, feuchten Kellern verstecken mußten. Jetzt, in diesem Wirrwarr, in dieser Hölle

können sie unbedenklich vor einer ambulanten Behörde erscheinen und sich unter anderem Namen einen Ausweis beschaffen, der ihnen das Recht auf Lebensmittelmärkte und damit auf das Leben gibt. Ich sehe und begreife das heimliche Leuchten in den Augen jener halbverhungerten Frau, die nun mit ihrem zehnjährigen Sohn diese Hölle als Freiheitsstunde feiert, nachdem sie vor zwei Jahren aus dem Zug, der sie mit dem Kinde zur Vernichtung nach Lublin bringen sollte, entweichen konnte. Für sie war es nicht leicht, in dem „friedlichen“, nicht zerstörten Dresden bettelnd von einem Versteck zum anderen ihr Leben zu fristen. Wird es jetzt wirklich leichter werden? Wird die Hölle zum rettenden Engel?

In dem nüchternen Büro dieses süddeutschen Städtchens reise ich auf die fürchterlichste Weise in 48 Stunden von Dresden nach Berlin. Das geht zu Fuß, mit dem Pferdewagen, mit Lastwagen und streckenweise mit der Eisenbahn. Übernächtigt, rauchgeschwärzt und verdreckt kommt Werner gegen Mitternacht in Berlin an. Diese großschnäuzige, gutmütige Stadt ist längst apathisch geworden. Der Krieg hat sich seit Jahren tief in Mensch und Materie eingefressen und Schale sowie Kern verwandelt. Nur die Bonzen feiern den Tanz auf dem Vulkan, während alle anderen, die vielen, auf die letzte Explosion warten, da sie ein Ende mit Schrecken dem Schrecken ohne Ende vorziehen. Werner schleicht sich in seine Wohnung, die er einem Staatssekretär abtreten mußte, hoffend, dort wenigstens sein eigenes Bett noch frei zu finden. Seine alte Haushälterin versorgt jetzt den Bonzen, der sich eifrigst um die Sekretärin seines Ministers bemüht. Die Vorratsräume sehen wieder so aus, wie sie einst im tiefsten Frieden bei dem rechtmäßigen Besitzer ausgesehen haben. Da fehlt es weder an deutschen und französischen Weinen, an Kognaks, Likören, noch an Konservenbüchsen mit Obst, Gemüse, Würsten, Schinken und Ölsardinen. Aber verbindlich-zynisch lächelnd versichert der rundliche Baron jedem, der es hören will, daß die Minister und Diplomaten leider über keinerlei Lebensmittelsonderzulagen verfügen ...

Aus diesen Betrachtungen reißen uns die Sirenen, die, durch das vielfältige Echo der winkligen Altstadt verstärkt, den Vollalarm verkünden. Kaum ist das Signal ertönt, da schwirren auch schon die ersten Tiefflieger, hin und wieder Feuergarben sprühend, über die Häuserfirste. Im Laufschrift begeben wir uns in den Bergbunker, der neben allen atmosphärischen Nachteilen doch den Vorteil einer ziemlichen Sicherheit gegen die schwersten Sprengbomben gewährt. Man weiß ja nie, welche Stunde ausgewählt ist, bis auch dieses Städtchen, an dessen Peripherie sowohl ein Flugplatz wie ein Rüstungsgroßbau liegen, den Sturm erntet, den der gesäte Wind nach dem Bibelwort verursacht.

Am Bunkereingang stauen sich die Menschen. Es fahren zwei große ausländische Limousinen mit französischer Nummer vor. Die Wagen quellen scheinbar über von Koffern und Menschen, aber es entsteigen ihnen nur drei Männer und zwei Frauen. Merkwürdigerweise sind es Zivilisten und keine Uniformierten. Die Neugierde der Umstehenden wendet sich verständlicherweise diesen buntgefederten Fremden zu. Bald erfahren wir, daß es sich angeblich um Diplomaten handelt. Der Fahrer, der die Wagen begleitet und sie nun zu bewachen hat, während die Insassen sich in den Bunker begeben, erzählt es seiner Umgebung. Merkwürdige Diplomaten! Sie sehen aus wie verkrachte



Schauspieler in schlecht sitzenden Anzügen. Nur die beiden „Mizzis“, wie der Unteroffizier neben uns die begleitenden Damen sicherlich treffend bezeichnet, sind mit Gold überhangen und in jeder Weise herausgeputzt. Sie unterhalten sich in jenem weichen geschmeidigen Jargon des mittleren Donaufüßers und wirken sehr halbseiden, genau so wie solche Schattengestalten aller aufgewühlten Epochen immer gewirkt haben und wirken werden.

Die Luft im Bunker ist kaum zu atmen. Ganz in der Nähe unterhält sich meine Sekretärin, eine Kriegerwitwe von 20 Jahren, mit einem baumlangen SS-Arzt mit Kindergesicht, der seit einiger Zeit ihr unentwegter Verehrer ist. Man sieht es diesem Kindergesicht kaum an, wieviel Sadismus dahinter liegt, welcher Unmenschlichkeit der Mann, der es trägt, gegenüber den aber tausenden Arbeitssklaven fähig ist. Manchmal huscht ein wehmütiger Zug über sein Gesicht, so als ob er ahnt, daß sein glückseliges Verbrecherdasein bald zu Ende geht.

Auf der anderen Seite steht neben mir ein Monteur, der über die ewigen Alarme flucht. Aber er schimpft dann noch viel mehr über die bösen Zeiten. Er schimpft darüber, daß man ihn nicht in seiner 50 km entfernt liegenden Heimat bei Frau und Kind gelassen, sondern in diese Stadt dienstverpflichtet hat. Er muß landwirtschaftliche Maschinen reparieren. Manchmal blinzelt er mit dem einen durch einen Schleifsteinsplitter völlig geröteten Auge in die über uns hängende elektrische Lampe. Er meint, für ihn könnte es auch noch schlimmer sein. Er sei froh, daß er nicht in der Rüstungsindustrie eingesetzt sei, nicht nur, weil er auf diese Weise mittelbar am Morden beteiligt würde, sondern auch weil all das so völlig unsinnig sei, da in diesem Krieg des Materials nur Verbrecher das bescheidene deutsche Industriepotential dem der ganzen Welt entgegenstellen könnten. Vielleicht hat er es nicht ganz so präzise ausgedrückt, aber der Sinn seiner Worte wollte genau dies sagen.

Inzwischen ist Werner in eifrigem Gespräch mit einem jungen Mädchen, deren eleganter Anzug und dunkler Typ gar nicht in diese Gegend passen. Eigentlich ist sie hübsch und auch jung, wenn sie auch um ihre Augen müde Falten hat, die zu der übrigen Erscheinung im Kontrast stehen. Sie träumt von ihrer Heimat, dem Millstätter See, und klagt wehmütig darüber, daß sie zwangsweise auf den Flugplatz dieser Stadt verpflichtet worden sei. Arbeit gebe es so gut wie gar keine, denn die Militärs wüßten ja gar nicht, was Arbeit sei. Sie müßte nur einfach immer da sein und sich notfalls schikanieren lassen, wenn sie nicht zu einem Lächeln aufgelegt sei. Deshalb bestünden ihre Tage aus dem Warten auf die Stunde, die sie ihrer Heimat und Familie zurückgeben würde. Sie wagt nicht zu sagen, auf die Stunde der Befreiung, aber sie denkt es, während die nasse Kälte auf dem Bunkerboden langsam über die Knie hochsteigt.

Die Sekretärin wühlt sich mit einer großen Aktentasche heran und bittet mich, endlich die eingegangene Post durchzusehen und mit einem Mann zu sprechen, der zu uns geschickt worden sei. Dieser Mann steht hinter ihr, ein müder, apathischer, physiognomieloser Zeitgenosse. Er sei Westfale, komme aber aus Breslau, größtenteils zu Fuß. Seit 30 Tagen habe er kein Bett mehr gesehen. Vor länger Zeit sei er wegen der ständigen Fliegergefahr aus dem

Ruhrgebiet nach Breslau übergesiedelt. Frau und drei Kinder seien in Oppeln untergebracht worden, während er in Breslau als Jurist beschäftigt worden sei. Vor den Russen habe er fliehen müssen. Seine Frau und seine Kinder habe er in Oppeln nicht mehr angetroffen, und zu Fuß sei er bis Reichenbach gewandert. Dem Vernehmen nach sei seine Frau, die im achten Monat wäre, mit den Kindern in einen Zug nach Westfalen eingestiegen. Aber seit nunmehr acht Wochen sei er ohne jede Nachricht, obwohl er an viele Frontzüge, die nach dem Westen gingen, den Soldaten Postkarten an seine Verwandten in Essen und Münster mitgegeben habe, um dort wenigstens seine postlagernde Adresse in Süddeutschland bekanntzugeben. Er habe alles verloren und besitze nur noch das, was er am Leibe trage. Jeder kleine Posten sei ihm willkommen, um, wie er sagt, nicht noch in letzter Minute auf die Schlachtbank geführt zu werden. Der Mut, dieses Wort gegenüber einem fremden Menschen auszusprechen, steigt aus der grenzenlosen Verzweiflung. Ein Mut, der jetzt sogar noch größer ist als der, in die Feuergarben feindlicher Panzer zu laufen. Vor allem will er ein Bett, nichts als ein Bett ...

Das Rundfunkgerät gibt in der heute schon allen verständlichen Tarnsprache der Militärs bekannt, daß sich rund 6000 Feindflugzeuge über Deutschland befinden. Stunden vergehen. Hin und wieder hat man den Eindruck, als setze sich der Bunker in Bewegung, wenn durch die engen Gänge die Menschen drängen, um einen neuen Standort aufzusuchen, von dem sie vergeblich etwas weniger Feuchtigkeit und Kälte erhoffen. Viele ungarische Soldaten mit ihren Frauen oder Liebchen sind unter der Menge. Ungarn ist fast schon ganz verloren. Was tun diese Soldaten hier? Sollen sie etwa in Kürze Süddeutschland verteidigen, während unsere Truppen die Wahnsinnsaufgabe, im ungarischen Land die gewaltige russische Kriegsmaschine aufzuhalten, mit ihrem Tod bezahlt haben?

Ich beginne, einige Briefe zu öffnen. Ein Brief aus Wiesbaden bringt in wenigen Worten ohne Kommentar die Nachricht, daß zwei gute Freunde vor einiger Zeit durch die Gestapo in den Tod getrieben wurden. Die besonders schöne Frau, die durch Wochen in dem Gestapogefängnis gefangengehalten wurde, hat sich erhängt. Der Mann, dessen Verhaftung bevorstand, hat sich vergiftet. Die beiden einzigen Söhne waren schon vor Jahresfrist an der Westfront in Gefangenschaft geraten. Eine neue Tragödie gesellt sich zu so vielen anderen.

Ein besonders großer Brief mit vielen Briefmarken und noch mehr Zensurvermerken enthält das „Schweizer Journal“ als einen Gruß aus einer anderen Welt, ein Winken ferner Freunde und Menschen, so als wollten sie sagen: wir sind noch da, wir, die wir die bedrohte Flamme des Geistes, der Seele, des Gewissens und des Maßes hüten!

Die Zeitschrift zeigt schöne Bilder von der Schneeschmelze, Bilder, die ich mir sogleich symbolisch vorstelle, ebenso symbolisch wie die sonnigen Photos und Worte aus Ragusa. Sodann die Reproduktion eines Gemäldes. Woher kenne ich dieses verhakene Gesicht gespanntester Sinnlichkeit, diese gefährlich schönen Hände und die schöne Büste? „Gemalte Mysterien“ nennt Bernhard Diebold seinen Aufsatz über die Malerin Leonor Fini.



Jener Pariser Sommertag wird fast wieder Wirklichkeit: mit meinem Malerfreund wandere ich an der Notre Dame vorbei ins Marais, um in einer kleinen Seitenstraße durch ein Hoftor zu Leonor Finis „Stadtpalais“ hinaufzusteigen. Vergangenheit wittert aus jedem Pfosten und jedem Stein. Schwere Portieren in Rot, Grün und Blau, eine Ritterrüstung, verwirrende Seiden der Jahrhundertwende und gläserne Hände als Kerzenhalter, Farben, Pinsel, Palette — und darin in einer echten, für jedes andere Lebewesen theatralischen Aufmachung: Leonor Fini. Sie reicht mir den Kaffee wie einem vertrauten Gefährten. Sie spricht wie unter Brüdern und Freunden in einer schwerelosen, manchmal ins Transzendente entrückten Welt. Mit vielsagenden Gebärden ordnet sie die gewaltigen Falten des Kleides, das ihre Freundin Schiaparelli für sie erfand. Und sie nimmt gefangen mit ihrer vergeistigten Sinnlichkeit, der eine Art Wollust des Schmerzerleidens und Schmerzzufügens gegenübersteht, wie die Bilder, gemalte Melodien zu dem sphinxhaften glücklich-unglücklichen Wesen dieser Frau verraten. Ich besuchte sie noch öfters in ihrer bombastischen Wohnung, wo ich seltsamen Menschen begegnete, Frauen wie Männern. Und ich ahnte Höhen und Tiefen. Aber immer war alles überglänzt von der mythischen Kraft der Frau und Malerin und dem menschlich-allzumenschlichen Zauber der Stadt Paris.

Eine heftige Detonation, deren akustische Wirkung sich in schreckhaften Bewegungen der dichtgedrängten Menschen und in einem Zucken der Beleuchtung fortsetzt, ruft mich aus meinen Träumen der „Fêtes d'antan“ in die Wirklichkeit des europäischen Kellerdaseins zurück.

Viele Stunden sind vergangen. Die Luft ist stickig schlecht, und ich möchte nach Hause fahren. Aber ich muß warten, warten, leere Minuten und Stunden, so leer wie die letzten Jahre . . . Um mich zu realem Denken zu zwingen, erinnere ich mich ganz mechanisch einer ausländischen Rundfunkmeldung, daß morgen der 23. Februar ist, der zweitausendste Tag des Krieges und der siebenundzwanzigste Jahrestag der Roten Armee. Zudem beginnt morgen für mich ein neues Lebensjahrzehnt. Morgen, morgen . . .

Erst am späten Nachmittag entläßt mich der naßkalte Bergkeller. Die Flieger haben die Stadt geschont, und nur der nahegelegene Flugplatz erhielt einen Bombenteppich.

Am Ausgang der Stadt nehme ich eine alte Frau mit, die zu Fuß auf der Landstraße wandert und sich freut, von einem Auto aufgenommen zu werden. Sie ist 65 Jahre alt, wurde in München ausgebombt und fand zwei Fußstunden von diesem Städtchen entfernt eine Unterkunft. Heute früh war sie diese zwei Stunden schon gewandert, um in die Stadt zu fahren, wo ihr zwangsweise zurückgehaltener Mann etwas Kartoffeln, Gemüse und Milch erwartete. Doch wegen des Fliegeralarms fiel der Zug aus. Sie verbrachte den Tag im Bunker und muß nun wieder übermüdet und ergebnislos zurückwandern. Diese Kraftanstrengung war vergeblich wie alles. So vergeblich wie die Zerstörung ihres Hauses in der Stadt, so vergeblich wie der Verlust ihrer beiden Söhne im Felde. Sie sehnt sich, wie sie sagt, nach Ruhe, nach der Ruhe, die nur der Tod zu bringen vermag.

An der Kreuzung, wo sich meine Straße dem Wald zuwendet, lasse ich die Frau aussteigen. Die Sonne begibt sich zur Ruhe und strahlt mit letzter Kraft

den noch immer mit einem leichten Schleier verhängten Himmel blutrot an. Ich sehe noch einmal genau hin. Es ist wirklich ein Rot wie Blut, das die Sonne bei der Föhnlage hervorbringt. Im Wald wird es schon dunkel. Bevor ich die Scheinwerfer einschalte, sehe ich gespensterhafte Umrisse eines einsamen Wanderers, der, einem Ahasver gleich, einem nie greifbaren Ziel entgegenschreiten scheint. Im Vorbeifahren erkenne ich, daß es ein Soldat ist, der einen alten Koffer an einem Stock über der Schulter trägt. Ich halte an und frage, wohin er wolle. Er nennt den nächsten Ort. Ich frage ihn, ob er nicht mitfahren will. Er ist ganz erstaunt und fragt ängstlich wie ein kleines Kind: „Wollen Sie das wirklich tun?“ Er verbreitet den Geruch der Landwirtschaft, den Geruch von Vieh und Stall im Wagen. Zunächst sagt er kein Wort. Er träumt, denke ich und schaue ihn kurz an. Nein, er weint. Ich versuche, seine Spannung zu lösen und ihn zum Reden zu bringen. Aber er mißtraut dem Wort. Schließlich erfahre ich, daß er fünf Jahre Krieg hinter sich hat, daß er viermal verwundet gewesen sei und sich zuletzt von einer schweren Erkrankung zu Hause erholen wollte. Ihm gehören 60 Tagwerk Land, eine Frau und fünf Kinder. Krank sei er innerlich und äußerlich. Das Lazarett habe ihn nicht gesundet. Er hat jetzt drei Wochen Einsatzzurlaub erhalten, aus dem ihn nach zwölf Tagen ein Telegramm abberufen hat. Der Stabsarzt hatte ihn bei der letzten Untersuchung kaum noch angesehen und nur gesagt: kv. Von diesen drei Wochen hatte er sich alles versprochen: das endliche Ende. Und nun hat er erneut von dem, was ihm das Leben bedeutet, Abschied nehmen müssen. Zwei Minuten vor Schluß. Er kennt die Front. Alles sei längst verspielt, dort kämpften Menschen ohne Waffen. Mörder zwängen diese Menschen so zu kämpfen. Er murmelt im Weinen unverständliche Worte von Frau und Kindern.

Am Eingang des Ortes mit der Bahnstation steigt er aus, um zunächst zu seinem „Ersatzhaufen“ zu fahren und von dort weiter an die unbekannte, hoffnungslose Front. Der zunehmende Mond vermehrt das Abendlicht und verleiht dem Nachthimmel die Wirkung einer theatralischen Kulisse. Noch kurz angestrahlt von dem Licht der Scheinwerfer, geht der unbekannte Soldat an der Mauer des Klosters vorbei, bergab, in die Nacht. Der Geruch von Stall und Vieh haftet im Wagen. Aber dort, wo die Konturen der Straße aufhören sich abzuzeichnen, da steht ein besonders hell leuchtender Stern am Himmel, ein Stern der Verheißung, der die Gewißheit, daß die Finsternis bald bezwungen sein wird, noch verstärkt. Weist er den Weg wie einst der Stern im Morgenland?

## **Der sanfte Adler**

*(spricht zum Himmelsgott)*

„Laß mich Herrscher sein in deinen Reichen,  
holder, hoher Himmel ohnegleichen,  
den das Licht durchflutet und durchflammt!  
Setze mir die schwächeren der Brüder,  
jeden, der da meiner Art entstammt,  
freundlich auf mein mächtiges Gefieder.“



Schicke den Pirol, den schwermütvollen,  
und die flinken Schwalben, wenn sie wollen,  
die des Tages Fluß noch immer lockt.  
Wirb für mich um deine Nachtigallen,  
weck den Uhu, der im Winkel hockt.  
Trage meinen Ruf zu allen, allen!

Sage ihnen, daß der Vögel Flüge  
noch wie einst die Wahrheit von der Lüge  
trennen und des Himmels Weisung sind.  
Daß die Wolken wehen und vergehen  
vor dem jugendlichen Morgenwind,  
wenn wir sie von himmeloben sehen.

Fahnde eilends nach dem wilden Schwane  
und besprich dich mit dem Pelikane,  
der die Brut vom eigenen Blute nährt.  
Führ an meine Brust die blaue Taube,  
die das Leben Vorsicht hat gelehrt.  
Sanftmut heißt des jungen Adlers Glaube.

Meine Feinde drängt es, mich zu lieben.  
Mit den Schwachen will ich Mitleid üben.  
Nur der Schlange gilt des Schnabels Schlag.  
Sieh! Ich fühle Lust an deinen Weiten.  
Laß mich meine Flügel höher breiten!  
Meine Brust zerreißt der junge Tag."

Lächelnd streicht der Gott ihm das Gefieder:  
„Laß der Amsel ihre kleinen Lieder  
und dem Falken seine schnelle Jagd.  
Laß den Schwalben ihre Tummelplätze  
und dem Star sein heiteres Geschwätze.  
Laß den Uhu klagen, wenn es tagt.

Was ich gebe — nimm ihn hin, den Himmel!  
Laß des bunt gemischten Volks Gewimmel  
und betritt allein den Plan.  
Neuen, tiefen Äther zu bezwingen,  
Braucht es freier, königlicher Schwingen.  
Steige und durchmiß die Bahn!"

Traurig wacht er auf aus seinem Traume  
auf des Grates nie betretenem Saume.  
Aber, plötzlich, an sein junges Herz  
fliegt ihm gurrend aus dem nahen Laube  
eine rotberingte süße Taube.  
Und er trägt sie mit sich himmelwärts.

## Ironie, Witz und Fragment im Schaffen Friedrich Schlegels

So sehr manche Literaturhistoriker Schlegel am Zeug flicken, eine Eigenschaft macht ihm niemand streitig: die Vielseitigkeit. Ob jedoch diese Wendigkeit mehr sei als leeres Virtuosenhum, darüber gehen die Meinungen wieder auseinander. Gern erliegt man der Versuchung, in Schlegel einen genussvollen Spaziergänger zu sehen, der im Garten einer sich universal gebärdenden Bildung lustwandelt. Sein Universalismus mag auf den ersten Blick als spielerisches Herumnaschen an allen Gebieten anmuten. Es ist jedoch nicht nur die Aussicht, einmal mit europäischem Kulturgut prunken zu können, die Schlegel dazu treibt, mit vollen Segeln auf das hohe Meer der Wissenschaften und der akademischen Freiheit zu fahren. Intensive Beschäftigung mit der Antike, fieberhaftes Hineinlesen in alle modernen Literaturen, reges Interesse für Philosophie, für Geschichte, für Politik und Recht und für Naturwissenschaften, all das verrät jenen Sinn für das Weltall, den er immer wieder predigte, jenes Streben nach dem Unendlichen, das für den Wortführer der Romantischen Schule den Adelstitel des Menschen ausmachte.

Er, der selbst die Mahlzeiten auf das Unendliche bezog und der alle Maßlosigkeiten ausgekostet hatte, wollte den Kosmos verschlingen. Auf seiner rasenden Weltfahrt fand sein tiefes Bedürfnis nach Ordnung und Norm keine Befriedigung. Er erlitt alle Schiffbrüche eines ungezügelten Dilettantismus. Seine Absicht zielte auf Ganzheit, auf Synthese und Universalität. Er fand überall das gleiche Chaos, das in seinem Innern brodelte.

Er kannte nicht nur das Nebeneinander der Wissenschaften, sondern auch ihr Ineinander. Ständig war er auf der Suche nach einer organischen Ordnung, nach einem Generalnenner. Wie Herder schienen ihm Gegensätze wie Sinnlichkeit — Verstand, Natur — Freiheit, Neigung — Pflicht falsch. Auch er träumte von einer „Physiologie der Erkenntnis“, welche die Entwicklung des Höheren aus dem Niederen genetisch aufzeigen und die innere Einheit aller Kräfte des Menschen zum Prinzip machen sollte. Überall erkannte er die Gegensätze als Pole einer Einheit, die er indessen nie erreichte. Sein ausgeprägter Sinn für Paradoxie mahnt an Hamann, welcher der Welt die höchste Paradoxie, das Sichbedingen von Sünde und Heiligkeit, verkündet hatte.

Mit Hamann und Herder verbindet ihn weiter ein starkes Gefühl für das Werden. Er, der überall mit der Forderung des Absoluten an das Dasein herantrat, hatte ein feines Sensorium für die Bedingtheit und Zeitlichkeit jeder Erscheinung. Weil ihm jedoch alle sichernde Tradition mangelte, konnte er aus der Betrachtung der Geschichte keine Bekräftigung einer religiösen Heilslehre und auch keine optimistische Lebensauffassung schöpfen. Sein Sichhineinleben in verschiedene Zeitalter und in verschiedene Gegenden erinnert durch seine fieberhafte Hast an die Irrfahrten eines Heimatlosen.

Welcher Ausweg blieb ihm? Seine Einbildungskraft war mit Leben jeder Art bis zur Übersättigung angefüllt. Sein Chaos, „künstlerisch zu organisieren“,



blieb ihm versagt. Letzte Zuflucht und letzte Notwehr war ihm die Ironie. „Sie ist klares Bewußtsein der ewigen Agilität, des unendlich vollen Chaos.“ Und auch dieses Fragment wird jetzt verstanden: eine „Idee ist ein bis zur Ironie vollendeter Begriff, eine absolute Synthesis absoluter Antithesen, der stets sich selbst erzeugende Wechsel zweier streitender Gedanken“.

„Schlegels Ironie ist romantisch, weil sie unendlich ist. Sie spottet nicht nur das Falsche weg, um das Wahre deutlicher hervorzuheben, wie es Sokrates tat, sie zitiert nicht nur die Erscheinung, das Bedingte vor das Tribunal des Wesentlichen und Unbedingten, um es dort lächerlich zu machen. „Es ist“, wie Kierkegaard sagt, „nicht dieses oder jenes Phänomen, sondern das totale Dasein, was sie sub specie ironiae betrachtet.“ Sie ist nicht eine momentane Äußerung, sie ist Standpunkt. Die romantische Ironie hat nicht viel mit der herkömmlichen Ironie gemeinsam. Wenn wir im täglichen Leben von einem Menschen sagen, er sei ein echter Ironiker, dann wollen wir damit sagen, er besitze den „sicheren Blick für das Schiefe, das Verkehrte und das Eitle im Dasein“. Dem romantischen Ironiker, dem ein festes, unverrückbares Idealbild des Daseins fehlt, ist alles eitel, was außerhalb seines Ichs liegt. Er mißt keinem Gegenstand Realität bei.

Kierkegaard grenzt die romantische Ironie von der Frömmigkeit ab: „Es könnte scheinen, als ob die Ironie eine Art Andacht wäre. In der Andacht verliert auch, wenn ich so sagen darf, die niedere Wirklichkeit, d. h. die Weltverhältnisse, ihre Gültigkeit, aber das geschieht doch nur insofern, als die Gottesverhältnisse im selben Augenblick ihre absoluten Rechte geltend machen. Das andächtige Gemüt sagt auch, daß alles eitel sei, aber dies doch nur insofern, als durch diese Negation alles Störende beiseite geschafft wird und das ewig Bestehende zum Vorschein kommt. Hierzu kommt, daß, wenn das andächtige Gemüt alles eitel findet, es keine Ausnahme macht mit seiner eigenen Person, im Gegenteil, sie muß auch beiseite, damit das Göttliche durch ihren Widerstand nicht zurückgestoßen wird, sondern sich in das andächtige, sich öffnende Gemüt ergießt. Ja, in den tiefergehenden Erbauungsschriften sehen wir, daß das fromme Gemüt gerade seine eigene endliche Persönlichkeit als das armseligste von allem erachtet. In der romantischen Ironie dagegen wird, indem alles für eitel erklärt wird, die Subjektivität frei.“

Am 30. August schrieb Lichtenberg an Georg Forster, auf den ich später zu sprechen komme: „Ihre Rezension von Meierottos Buch über die Entstehung der baltischen Länder möchte ich lieber gemacht haben, als in einer duftenden Geißblattlaube in einer heiteren mond hellen Frühlingsnacht — den schönsten Jungen der schönsten Frau auf Gottes Erdboden ...“

Diese Stelle zeigt, daß die literarische Kritik von demjenigen, der sie ausübt und der um ihre Prinzipien weiß, nicht nur als mechanische Betätigung des analytischen Verstandes betrachtet wird. Schon aus einem gewissen Selbstwertgefühl heraus nicht. Aber auch darum nicht, weil Kritik neben einem scharfen Verstand ein Vermögen erfordert, Dinge zu errahnen, die vom Verstand erst nachträglich rektifiziert werden, und weil sich der echte Kritiker oft auf Einfälle verlassen darf, die ihm ohne willentliches Zutun einfach kommen und deren

Richtigkeit ebenfalls erst nachträglich erhärtet wird. Daß er seine Tätigkeit nicht mit derjenigen des Künstlers vergleichen darf, ist selbstverständlich. Begeisterung darf er bei der Ausübung seines Amtes mit gutem Gewissen bekunden.

... Auch Schlegel, der genau wußte, daß er kein Dichter war, widmete sich mit seinem ganzen Enthusiasmus der Kritik. In Lessing, der das beste Vermächtnis der Aufklärung, eben das Recht zur freien Kritik, mit Würde verwaltete, fand er ein großes Vorbild. Ihm widmete er 1797 einen Aufsatz. Einem Lessing, den die „buchstäbelnden Tugendpedanten und Maximen-drechsler“ ihren Zwecken dienstbar machen wollten, stellte er jenen dynamischen Lessing entgegen, der das Wahrheitssuchen dem Wahrheitsbesitz vorzieht.

Der Verfasser des „Anti-Goetze“ hat ihn vielleicht zu seinem 300. Athenäumsfragment inspiriert: „Wenn Verstand und Unverstand sich berühren, dann gibt es einen elektrischen Schlag. Das nennt man Polemik.“

Bei Lessing glaubte er eine Bestätigung seiner fragmentarischen Existenz zu finden: „Das Interessanteste und Gründlichste in seinen Schriften“, schreibt er, „sind Winke und Andeutungen, das Reifste und Vollendetste Bruchstücke von Bruchstücken. Das Beste, was Lessing sagt, ist, was er, wie erraten und erfunden, in ein paar gediegenen Worten voll Kraft, Geist und Salz hinwirft; Worte, in denen, was die dunkelsten Stellen sind im Gebiet des menschlichen Geistes, oft wie vom Blitz plötzlich erleuchtet, das Heiligste höchst keck und frevelhaft, das Allgemeinste höchst sonderbar und launig ausgedrückt wird.“ 152. II.

Bei Lessing fand er endlich Ironie. Ironie nicht als Absicht, sondern als Ur-Impuls, als Seelenkraft, als Instinkt. „Man konnte es natürlich Lessing nicht verzeihen“, schreibt er, „daß er in der Theologie bis zur Eleganz und im Christentum sogar bis zur Ironie gekommen ist.“ Damit wollte er offenbar sagen, daß sich Lessings Glaube erst durch die ironische Gegenüberstellung zur zeitgenössischen orthodoxen Theologie deutlich abzeichnet, daß seine Religion erst auf diesem dunklen Hintergrund sichtbar aufleuchtet.

Sein Lessing-Aufsatz enthält auch Einwände. Die Kritik, die er übt, ist vom Standpunkt der romantischen Ironie berechtigt. Er schreibt: „Ich weiß nicht, ob man Lessing von dem Vorurteil einer objektiven und herrschenden Religion ganz frei sprechen darf, und ob er den großen Satz seiner Philosophie des Christianismus, daß für jede Bildungsstufe der ganzen Menschheit eine eigene Religion gehöre, auch auf Individuen angewandt und ausgedehnt, und die Notwendigkeit unendlich vieler Religionen eingesehen hat.“

In Goethes „Wilhelm Meister“ sah Schlegel die Erfüllung seines Ideals der Ironie. Sein Meister-Aufsatz von 1798 hat Epoche gemacht. Das Augenmerk der Welt, die großenteils noch das Bild des Wertherschen Goethe in sich trug, wurde auf einen neuen Goethe gelenkt: „Man lasse sich also dadurch, daß der Dichter selbst die Personen und die Begebenheiten so leicht und so launig zu nehmen, den Helden fast nie ohne Ironie zu erwähnen und auf sein Meisterwerk selbst von der Höhe seines Geistes herabzulächeln scheint, nicht täuschen, als sei es ihm nicht der heiligste Ernst“.



Schlegel verfolgt die Entwicklung Wilhelm Meisters, diese Bildung eines strebenden Geistes, mit großer Einfühlungsgabe. So schreibt er über Goethes Helden: „Sein ganzes Tun und Wesen besteht fast im Streben, Wollen und Empfinden, und obgleich wir voraussehen, daß er erst spät oder nie als Mann handeln wird, so verspricht doch seine grenzenlose Bildsamkeit, daß Männer und Frauen sich seine Erziehung zum Geschäft und zum Vergnügen machen und dadurch, vielleicht ohne es zu wollen oder zu wissen, die leise und vielseitige Empfänglichkeit, welche seinem Geist einen so hohen Zauber gibt, vielfach anregen und die Vorempfindung der ganzen Welt in ihm zu einem schönen Bilde entfalten werden.“

Und gegen den Schluß hin kommt Schlegel zu folgender Konklusion: „Es ist, als sei alles Vorhergehende nur ein geistreiches Spiel gewesen und als würde es nun Ernst. Der vierte Band ist eigentlich das Werk selbst: die vorigen Teile sind nur Vorbereitung. Hier öffnet sich der Vorhang des Allerheiligsten, und wir befinden uns plötzlich auf einer Höhe, wo alles göttlich und gelassen und rein ist, und von der Mignons 'Exequien' so wichtig und so bedeutend erscheinen, als ihr notwendiger Untergang.“

Wie im Wilhelm Meister so spielt auch bei Schlegel die Geselligkeit eine hervorragende Rolle. Aus dem Fichteschen Grundsatz „Das Ich soll sein“ leitete er den Satz ab „Das Ich soll sich mitteilen“.

Was ist Geselligkeit? Wir fassen hier das Wort im weitesten Sinne. Besonders im deutschen Sprachbereich verbindet man den Begriff gerne mit der Vorstellung von gesellschaftlichen Anlässen wie Bällen, Banketten und Empfängen. Das folgende Zitat aus dem Ofterdingen des Novalis gibt uns eine Ahnung vom Wesen und Wert der echten Geselligkeit:

„Unerschöpflich dünkte mich die Quelle meines inneren Lebens. Aber ich merkte bald, daß man eine Fülle von Erfahrungen dahin mitbringen muß, daß ein junges Herz nicht allein sein kann, ja daß der Mensch erst durch vielfachen Umgang mit seinem Geschlecht eine gewisse Selbständigkeit erlangt.“

Nicht um uns unter jenes Gelichter zu mengen, das sich heute an den Schattenseiten des deutschen Wesens ergötzt, sondern um zu ermessen, wie heiß Schlegels Sehnsucht nach Geselligkeit brannte, stellen wir fest: Den Deutschen fehlt der Sinn und der Instinkt für das Gesellige.

Beispiele: Fichte wußte, welch treffliches Mittel zur Förderung der Kultur der gesellschaftliche Umgang, das Wechselgespräch darstellt. Er gehörte zu den ersten Befürwortern zur Einrichtung von Seminarien. Seminarien sind ja Stätten der Geselligkeit in jenem hohen Sinn, den wir angedeutet haben. Der große deutsche Philosoph pflegte auch außerhalb der Universität den Verkehr mit Studenten. Wir würden also eine gesellige Ader in ihm vermuten. Es ist jedoch historisch belegt, daß Fichtes Schroffheit und Unnahbarkeit der Schaffung einer vertraulichen Atmosphäre hinderlich waren. Er konnte von der Höhe seines Geistes nicht hinuntersteigen. Die Studenten waren ganz beklommen angesichts seiner intellektuellen Überlegenheit. Nicht zu reden von den Kollegen, die beim Nahen des Verfassers der „Wissenschaftslehre“ das Weite suchten.

Das Stichwort „Wissenschaftslehre“ führt uns einen Schritt weiter. Wer sich je genötigt sah, sich mit Fichtes Werk zu beschäftigen, dem wurde der Mangel an Geselligkeit, der die Deutschen auszeichnet, fast schmerzlich bewußt. Weiter wird er erkennen, daß das Problem der Gesellschaftlichkeit eng mit der Frage der Mitteilung und der Popularisierung verknüpft ist. Das Goethewort „Die Deutschen haben die Gabe, die Wissenschaft unzugänglich zu machen“ ist Fichtes Wissenschaftslehre auf den Leib geschrieben.

Wer hingegen ob den wiederholten Behauptungen Schlegels, Fichte sei ein populärer Philosoph, in helle Verzweiflung gerät, findet bei Jean Paul Trost, der einmal ein Fichtezitat mit folgenden Worten einleitet: „Fichte sagt populär und eben darum unverständlich...“.

So pflegen also die Deutschen in allen Seligkeiten zu schwelgen; im Vollbesitz der Leut-Seligkeit (franz. affabilité) treffen wir sie selten. Das Wort Leutseligkeit klingt denn auch wie aus einer anderen Sprache übersetzt.

In Georg Forster, dem Begleiter von Cook auf seiner Weltreise, einem der besten deutschen Stilisten, entdeckte Schlegel einen echt gesellschaftlichen Schriftsteller. Ist es ein Wunder, daß dieser Virtuose der Geselligkeit und der weltmännischen Erfahrung sich außerhalb Deutschlands heimischer fühlte? In seinem Werk „Ansichten des Niederrheins“, das Reisebilder aus Holland, Belgien, Frankreich und England enthält, steht: „Wir wanderten durch die Straßen und suchten uns soviel als möglich mit dem Volke in Unterredung einzulassen, um uns durch eigene Erfahrung von der herrschenden Stimmung zu überzeugen. Es bedurfte keiner Künste, um die Leute zur Sprache zu bringen. Sie waren durchgehend von ihren politischen Verhältnissen bis zum Überströmen voll, hingen daran mit unglaublichem Eifer und schienen sich im gegenwärtigen Zeitpunkte, wie alle freien Völker, mit den öffentlichen Angelegenheiten beinahe mehr als mit ihren Privatbedürfnissen zu beschäftigen ... in den Wirtshäusern sahen wir fleißige Zeitungsleser, und selbst der gemeine Mann politisierte bei einer Flasche Bier von den Rechten der Menschheit und allen den neuen Gegenständen des Nachdenkens, die seit einem Zeitabschnitte von ein paar Jahren endlich auch auf dem festen Lande in Umlauf gekommen waren.“

Forster gibt hier ein Stimmungsbild aus Lüttich. Auf eine deutsche Stadt wären die angestellten Betrachtungen wohl kaum zu übertragen. Beschäftigung mit den öffentlichen Angelegenheiten würde eben wieder Sinn für Gesellschaftlichkeit voraussetzen.

„Witz ist logische Geselligkeit.“ Er ist „unbedingt geselliger Geist“. Das 34. Lyceumsfragment lautet:

„Ein witziger Einfall ist eine Zersetzung geistiger Stoffe, die also vor der plötzlichen Scheidung innigst vermischt sein mußten. Die Einbildungskraft muß erst mit dem Leben jeder Art bis zur Sättigung angefüllt sein, ehe es Zeit sein kann, sie durch Friktion freier Geselligkeit so zu elektrisieren, daß der Reiz der leisesten freundlichen oder feindlichen Berührung ihr blitzende Funken und leuchtende Strahlen oder schmetternde Schläge entlocken kann.“

Erstes Kennzeichen des Witzes ist Kürze. Der Witz wendet sich an das breite Publikum, welches geschont sein will. Er ist fragmentarische Genialität.



Witz ist Gabe. „Man soll ihn haben, aber nicht haben wollen, sonst entsteht Witzelei, Alexandrinischer Stil im Witz.“ Daß Witz nicht lernbar ist, wird beim Begriff Mutterwitz deutlich.

Die Franzosen sind Meister des Witzes. „Il est spirituel“ will heißen: er ist geistreich und witzig. Die Bonmots der Moralisten sind nicht nur „Sprüchwörter der gebildeten Menschen“; sie kursieren im breiten Publikum. Pascals epigrammatische Formel beispielsweise „le cœur a des raisons que la raison ne connaît pas“ ist Gemeinplatz in Frankreich.

1795 wurden die Maximen und Gedanken Chamforts postum herausgegeben. In ihrer Gedrängtheit und Anschaulichkeit dienten sie dem Fragmentaristen Schlegel als Vorbild. Nicht nur formell ist er Chamfort verpflichtet. Daß des Franzosen Bonmots schon Schlegelschen Geist atmen, bezeugt diese Probe: „Le Philosophe qui veut éteindre ses passions, ressemble au chimiste qui voudrait éteindre son feu.“

Soweit wäre alles in Ordnung. Wir haben Witz als geselligen Geist bestimmt. Doch nun stoßen wir auf das 394. Athenäumsfragment, welches sagt: „Es ist ein größer Irrtum, den Witz bloß auf die Gesellschaft einschränken zu wollen. Die besten Einfälle machen durch ihre zermalmende Kraft, ihren unendlichen Gehalt und ihre klassische Form oft einen unangenehmen Stillstand im Gespräch.“

Damit wäre unsere Definition des Witzes als geselligen Geistes durch Schlegel selbst widerlegt. In solchen Augenblicken findet man bei August Wilhelm Trost, der einmal sagte, daß das Geheimnis seines Bruders auf „mystischer Terminologie“ beruhe. Tatsächlich braucht Schlegel die Ausdrücke Witz, Ironie und auch andere in allen möglichen und unmöglichen Bedeutungen. „Ein Fragment“, schreibt er, „muß gleich einem kleinen Kunstwerke von der umgebenden Welt ganz abgesondert und in sich selbst vollendet sein wie ein Igel.“ Und darum darf offenbar auch in jedem Fragment eine neue Terminologie gepflegt werden. Es leuchtet ein, daß ein Vordringen durch ein Gelände, in dem 734 derartige Igelstellungen errichtet sind, mit Schwierigkeiten verbunden ist.

Mit der Geselligkeit fordert Schlegel etwas, das ihm fern, unendlich fern liegt. Ein Mensch, der sich selbst parodierte, als er schrieb: „Es gibt Schriftsteller, die Unbedingtes trinken wie Wasser; und Bücher, wo selbst die Hunde sich aufs Unendliche beziehen“ — ein solcher Mensch konnte allenfalls ein Postulant, keineswegs aber ein Verwirklichter der Geselligkeit sein. Einer, der in den Freunden die Freundschaft und in den Frauen die Weiblichkeit und nicht die einzelne Frau liebte, muß uns rettungslos ungesellig erscheinen.

Schlegels Lucinde darf nicht als Roman, sie muß als „erotisches Traktat“ (Fritz Ernst) angesehen werden. Sinnenkräftige aller Länder, vereinigt euch! heißt seine Losung. Dieses Manifest der Sinnlichkeit, in dem auch der letzte Firnis einer bürgerlichen Konvention weggeätzt ist, gibt uns zugleich Auskunft über Schlegels persönliches Verhältnis zu den Frauen. Die Äußerungen des Helden Julius gelten auch für den Verfasser des Buches.

Schlegel hatte nicht den „sens de la femme“. Der letzte Rest von Unmittelbarkeit, von Spontaneität, der ihm geblieben war, löste sich gewöhnlich im

Scheidewasser der Reflexion auf. Er besaß nicht die „Sanftmut, die Grazie, mit der man Liebe erwirbt“. Wie Julien Sorel in Stendhals „Le Rouge et le Noir“ fing er eine Liebschaft so an, wie man eine Schachpartie anfängt.

Er wußte, daß er nicht zur wahren Liebe bestimmt war, und litt darunter.

Doch wie von der Kunst erhoffte er auch von den Frauen Erlösung. „Denn gewiß ist es“, heißt es in der Lucinde, „daß Männer von Natur bloß heiß oder kalt sind: zur Wärme müssen sie erst gebildet werden. Aber die Frauen sind von Natur sinnlich und geistig warm und haben Sinn für Wärme jeder Art.“ Schlegel sieht in der Frau die Mittlerin zwischen seinem „zerstückelten Ich und der unteilbaren ewigen Menschheit“.

So finden wir in ihm das Bedürfnis und zugleich die Unfähigkeit zu lieben. Es brennt eine große Liebe in ihm; aber sie findet keinen Gegenstand und zerrüttet sein Inneres. Voll Verzweiflung stürzt er sich in die Ausschweifung, gibt sich der Débauche hin. Er stößt den gräßlichen Schrei aus, daß man „eigentlich alle Frauen nur zum Scherze lieben muß“. In der Lucinde stehen folgende Sätze:

„Wir müssen die verzehrende Glut im Scherzen lindern und kühlen, und so ist uns die witzigste unter den Gestalten und Situationen der Freude auch die schönste. Eine unter allen ist die witzigste und die schönste: wenn wir die Rollen vertauschen und mit kindlicher Lust wettschern, wer den andern täuschender nachäffen kann, ob dir die schonende Heftigkeit des Mannes besser gelingt oder mir die anziehende Hingebung des Weibes.“

Wir sind uns bewußt, daß wir uns hier auf einem Terrain bewegen, in dessen Ecken die modernen Psychologen lauern, jene die glauben, sie könnten eine Erscheinung wie Schlegel mit Ausdrücken wie Neurose, Hysterie oder Perversität zur Strecke bringen. Es gehört nicht zu den geringsten Ironien, daß Schlegel letztlich den Fängen dieser Jäger immer enttrinnen wird.

Auf Seite 207 der Lucinde scheint sich Julius' Ideal der echten Liebe endlich zu verwirklichen. Er lernt „das Gewöhnliche veredeln“. Er sieht ein, daß „die Liebe nicht bloß ein stilles Verlangen nach dem Unendlichen, sondern auch der heilige Genuß einer schönen Gegenwart ist“. „Leichtsinnig lebte ich über die Erde und war nicht einheimisch auf ihr“, schreibt er, „nun hat das Heiligtum der Ehe mir das Bürgerrecht im Stande der Natur gegeben. Ich schwebe nicht mehr im leeren Raum einer allgemeinen Begeisterung, ich sehe das Nützliche in einem neuen Licht... Die äußerlichen Dinge selbst flößen mir Ehre ein.“ Der „improvisierte Gesang“ einer wilden Liebe verwandelt sich in das „korrekte Gedicht“ der Ehe. Julius verheißt seiner Geliebten Lobreden auf das Glück des Herdes und auf die Würde der Häuslichkeit. Er sagt zu ihr: „Nun mußt du dich allmählich zur Ökonomie bilden, — versteht sich im allegorischen Sinne.“ In diesem „versteht sich im allegorischen Sinne“ haben wir den ganzen Schlegel. Durch diesen Nebensatz verwandelt sich der scheinbar erfüllte Traum in eine wahnsinnige Illusion. Es ist Ironie der Unzulänglichkeit, des Ungenügens: wahrhaft dämonische Scherzhaftigkeit.

Ein neues Zitat aus der Lucinde soll uns einen Schritt weiterbringen: „Ihr irrt freilich darin, daß ihr ein Ich zu haben glaubt: aber wenn ihr indessen



euren Leib und Namen oder eure Sachen dafür haltet, so wird doch wenigstens ein Logis bereitet, wenn etwa ja noch ein Ich kommen sollte." Unmittelbar an diese Stelle seien die letzten Sätze aus Büchners „Leonce und Lena“ angeschlossen: „... und dann legen wir uns in den Schatten und bitten Gott um Makkaroni, Melonen und Feigen, um musikalische Kehlen, klassische Leiber und eine kommende Religion.“ Langeweile ist hier im Sinne von Baudelaires *ennui* als Grundstimmung des Nihilismus aufgefaßt. Hat mit der Frühromantik der Nihilismus seine erste Residenz errichtet? Sicher ist, daß die romantische Ironie ihrer extremen Form als „absolute, unendliche Negativität“ (Hegel) nihilistisches Lebensgefühl ausdrückt: „Wer etwas Unendliches will, der weiß nicht, was er will.“

Einige Sprüche Oscar Wildes werden uns am ehesten eine Ahnung vom Lokalkolorit der Langeweile geben können. „Die Zigarette ist der vollendete Typus eines vollkommenen Genusses: sie ist köstlich und läßt unbefriedigt.“ — „Das Unerwartete zu erwarten, ist das Zeichen eines ganz modernen Intellekts.“ — „Die Sünde ist das einzig Farbige, das im modernen Leben übriggeblieben ist.“ — „Die einfachen Genüsse sind die letzte Zuflucht komplizierter Menschen.“

An dieser Stelle muß der Todesursache Friedrich Schlegels Erwähnung getan werden. Er starb an den Folgen unmäßigen Essens. Wie mir ein Gastronom versichert hat, zeichnete sich das Menü jener Zeit durch ein höchstes Raffinement aus. Die leckere Gefräßigkeit erreichte einen absoluten Höhepunkt. Nicht nur Rauschgift Händler, auch die Köche schickten sich an, dem *Démon ennui* den Garaus zu machen.

Die Linie, die Schlegel mit Geistern wie Büchner oder Wilde verbindet, mußte gezogen werden. Auch ist er, wie Novalis schrieb, „von der Familie des Untergangs“.

\*

Ein längeres Verweilen in der reinen romantischen Ironie, wie sie Kierkegaard anschaulich dargestellt hat, ist ausgeschlossen. Auch Schlegel konnte im Zustand der absoluten, unendlichen Negativität nicht verharren. Wer der Magie der romantischen Ironie ganz erlegen ist, fühlt sich in eisige seelische Vereinsamung versetzt. Das Bedürfnis nach übernatürlicher Bindung, nach *religio*, wird übermächtig und muß endlich gestillt werden. So erklärt sich Schlegels spätere Hinneigung zur Mystik, zum Katholizismus schon aus seiner extremen, ironischen Haltung.

Es gibt noch ein anderes Mittel, sich der Langeweile zu entziehen. Man wirft sich der Wirklichkeit, die man bis anhin als Schmutz der Welt bezeichnet hat, voll Verzweiflung an den Hals. Der Überdruß an der Wirklichkeit schlägt um in den fanatischen Glauben an die absolute Gültigkeit des Wirklichen. Das kann bis zur völligen Selbstaufgabe führen.

Schiller nannte Schlegel einen kalten Witzling, andere sprachen von ihm als von einer gefährlichen Rarität. Wollen wir uns mit solchen Benennungen zufrieden geben? Das Glück künstlerischer Autorenschaft hat Schlegel nicht

geblüht. Darüber besteht kein Zweifel. Viele ihm gewidmete Darstellungen sind im Grunde nichts anderes, als eine langwierige Abwandlung des Themas: „Schlegel hat gut reden, er ist ja kein Dichter“. Es scheint, als wollten sich die Verfasser a contrario ihres eigenen vermeintlichen Künstlertums versichern.

Schlegel gehört der Geistesgeschichte an. Er besaß wenig Herz und Gemüt. Aber gerade noch so viel, um tief zu bedauern, daß er nicht mehr besaß. „Wenn ich beten könnte“, schreibt er als kaum Zwanzigjähriger, „so würde ich Gott nicht um mehr Verstand, sondern um mehr Liebe bitten.“

Er konnte nur „Dölche reden“, das war sein Verhängnis. Hardenbergs Wort, daß Schicksal und Gemüt Namen eines Begriffs sind, trifft auf Schlegel zu. Und auch seine eigene Äußerung „Wie die Liebe entspringt die Tugend nur durch eine Schöpfung aus Nichts“ bekommt in diesem Zusammenhang eine tragische Resonanz.

Es ist schwer, an ihm nicht irre zu werden. Es gibt nur ein Heilmittel dagegen: die Ironie, d. h. das klare Bewußtsein der ewigen Agilität.

## Quellenangabe

### Werke von Friedrich Schlegel

Prosaische Jugendschriften, herausgegeben von J. Minor, 2 Bände, 1882.

„Der Begriff der Ironie“, von Kierkegaard, München, 1929.

„Lucinde“, herausgegeben von J. Fränkel, Jena, 1907.

Sämtliche Werke, herausgegeben von ihm selbst, 10 Bände, Wien, 1822.

### Weitere Werke

„Die romantische Ironie“ von Fritz Ernst, Dissertation, Zürich, 1915.

„Der junge Friedrich Schlegel“ von Otto Mañin, Berlin, 1932.

„Frédéric S. et la genèse du Romantisme Allemand“ von I. Rouge, Paris, 1904.

## *Aufblick*

Tapfern Herzens dich zu plagen,  
ist dein Weg und Menschenlos.  
Zweifel in die Flucht zu schlagen,  
macht dein Wirken schön und groß.

Daß dein Herz vom Ewigen wisse,  
sind des Nachts die Sterne dein.  
Durch die Lebensfinsternisse  
bricht kein Licht umsonst herein.

Gib dich hin, bis all dein Klügeln  
in ein Weltgefühl aufgeht  
und dein Geist mit ewigen Flügeln  
vor dem Geist der Schöpfung steht.



## Alfred Weber / Achtzig Jahre alt

Der Heidelberger Gelehrte weilte kürzlich in Berlin, das ihm durch 36 Jahre Heimat gewesen war. Hier hat er das juristische Staatsexamen bestanden, promoviert und sich im Fach der Nationalökonomie habilitiert, ehe er 1904 als Ordinarius nach Prag und später an die Neckaruniversität berufen wurde. Wie stark er die verbindende Aufgabe, die seiner Heimat heute zugefallen ist, bejaht, brachte er auf einem Empfang zum Ausdruck, den ihm die Deutsche Akademie der Wissenschaften gab, sowie am Abend des gleichen Tages im Kreis von Freunden und Fachgenossen.

Alfred Webers wissenschaftliches Wirken wie seine politische Aktivität kannten nie lokale Grenzen. Mit staunenswerter Vitalität wandelt er, wie einst (1909) in seiner Theorie des industriellen Standorts, politische Problematik in Fragen des Erkennens. Als geistiges Haupt der „Heidelberger Aktionsgruppe“ stellt er das „Aktionsprogramm für einen freien Sozialismus“ liberaler Prägung auf, arbeitet er — gleich allen guten Demokraten unserer Vergangenheit — der wirtschaftlichen Einheit und einer politischen Verfassung Deutschlands vor. So umreißt er mit seinen Aktionsfreunden einen Aufgabenkreis, den jede Erörterung zu durchschreiten hat, wenn sie zum soziologischen Kernproblem gelangen will: „die Gesamtheit und den Einzelmenschen als die beiden Seiten eines Ganzen zu erfassen“. Nur solche grundsätzlichen Auseinandersetzungen zwischen dem Individualprinzip und dem Kollektivprinzip, wie Adolph Wagner vordem beide beschrieben hat, könnten heute und hier weiterführen. Alfred Weber schreibt hierzu (1946): „In einer Zeit, in der das deutsche Volk versagt hat als politisches Volk, in der es dadurch seinen staatlichen Untergang herbeigeführt hat, bedarf es ganz gewiß der Selbstprüfung, um Grund und Möglichkeit dieses Geschehens auszuloten. Es bedarf aber auch des Versuchs, von neuem gewonnenem Grund hinaufzuwachsen wieder bis zur Politik.“

Sollte es anders kommen, sollte die „itio in partes“, d. h. das Auseandertreten ins Extreme, wie zur Zeit unserer religiösen Kämpfe im 16. und noch im 17. Jahrhundert vorwalten, dann könnten wir freilich abermals — vielleicht zum letztenmal in unserer Geschichte — einen „staatlichen Untergang“ erleben — einen Untergang, für den Polens Schicksal am Ende des 18. Jahrhunderts zum traurigen Beispiel dienen müßte. Wir würden mit der staatlichen und wirtschaftlichen auch die geistige Einheit verlieren und dadurch Deutschlands kulturelles Erbe für uns wie für die Welt preisgegeben haben.

So besteht ein mehrfacher Anlaß, den Kulturhistoriker und Soziologen, Nationalökonomien und deutschen Politiker unter diejenigen zu zählen, die sich im Verbinden von Vergangenen und Künftigem wie beim Brückenschlagen zwischen den „Zonen“ heute hervortun. Daß Alfred Webers Horizont die Fachgebiete zweier Fakultäten umfaßt, rechtfertigt und bestätigt jene älteren Generationen, welche der Wirtschaftswissenschaft die lebendige Vielfalt ihres philosophischen, historischen, soziologischen und juristischen Ursprungs erhalten wollten. Wir wünschen diesem Senior, der noch kein senex ist, daß er Begonnenes tatkräftig fördere, getreu seinem Worte: „Wir müssen reden, und wir müssen andere auffordern, es auch zu tun; sonst würden wir verderben.“

# R u n d s c h a u

**Der Kampf um den Frieden in Amerika**, über den wir bereits in Heft 12 berichteten, nimmt angesichts der gespannten internationalen Lage immer größeren Umfang an. So veröffentlicht Cord Meyer, Präsident der vereinigten Weltföderalisten und früherer höherer Marineoffizier, dessen Ausführungen über die Gefahren des Rüstungswettlaufs wir bereits zitierten, im Oktoberheft der ausgezeichneten amerikanischen Monatsschrift „The Atlantic Monthly“ einen groß angelegten Aufsatz „Peace is still possible“, in welchem er ausführt, daß die Charta der Vereinten Nationen unmoralisch sei, da sie das Recht der starken Nation auf Gewaltanwendung sanktioniere und die Schwachen der Willkür der Starken ausliefern. Auch die so oft geforderte Aufhebung des Vetorechtes würde, so führt er aus, an diesem Zustande nichts ändern, denn wenn der Sicherheitsrat gegen eine Großmacht Gewalt anwende, so wäre eben der Weltkrieg da. Das frühere System der kollektiven Sicherheit sei auf der Existenz einer Reihe gleich stark bewaffneter Staaten aufgebaut gewesen und habe jetzt, da es nur zwei bewaffnete Großmächte, nämlich Amerika und Rußland, gebe, seinen Sinn verloren. Der Versuch, diese kollektive Sicherheit durch die Einführung des Vetos und die Hoffnung auf Kooperation zwischen bewaffneten Nationalstaaten zu ersetzen, zeuge von unfassbarer Naivität, da jede unabhängige Nation einem Naturgesetz zufolge schon aus Sicherheitsgründen nach militärischer Überlegenheit strebe, wie das aus dem innerer stärker werdenden Rüstungswettlauf zwischen Amerika und Rußland hervorgehe. Die UN müsse so umgestaltet werden, daß sie „genügend gesetzliche Autorität und materielle Macht besäße, um jeder Nation den Besitz oder den Gebrauch organisierter Kriegsmittel zu verbieten“. Der Verfasser schlägt zu diesem Zwecke ein für die Angehörigen aller Staaten der Welt verbindliches Gesetz vor, das jede Aggression unter Strafe stellt, wie das schon in Nürnberg geschehen ist, und das den Gesetzen der einzelnen Staaten vorangeht. Gewiß würde ein solches Gesetz einen Verzicht der einzelnen Staaten auf Teile ihrer Souveränität mit sich bringen, aber diese Einschränkung der nationalen Souveränität würde nur so weit gehen, als sie zur Aufrechterhaltung des Weltfriedens unbedingt erforderlich sei. Die einzelnen Staaten dürften lediglich die zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung unentbehrlichen leichten Waffen behalten, während das Recht auf schwere Waffen, insbesondere Atombomben, ausschließlich der UN zustehen solle. Eine Weltpolizei unter dem Befehl der UN müsse gegründet und in allen Ländern der Welt stationiert werden, wobei es sich empfehle, die Kadres dieser Polizei möglichst aus den Angehörigen der verschiedenen Nationen zusammenzustellen. Die Entwaffnung aller einzelnen Nationen werde Hand in Hand mit der Bewaffnung der Streitkräfte der UN zu gehen haben, da nur auf diese Weise Sicherheit geschaffen und zugleich den einzelnen Nationen die Last der Rüstungen abgenommen werden könnte. Nur eine solche Umgestaltung der UN könne, so schließt der Verfasser, die Welt vor einem unvermeidlichen Kriege retten.

Wie groß die Gefahr dieses Krieges ist und mit welchen Besorgnissen einsichtige und gut unterrichtete Amerikaner in die Zukunft ihres Landes blicken,



geht aus einem weiteren Artikel des gleichen Heftes von „The Atlantic Monthly“ hervor, dessen Verfasser der bekannte amerikanische Asiatiker Francis Drake ist. Er betitelt seinen in Gemeinschaft mit seiner Gattin verfaßten Aufsatz „Unser nächstes Pearl Harbour?“ und weist darauf hin, daß die Luftherrschaft der Vereinigten Staaten „A mere shell“ geworden, daß die Zahl des Flugpersonals von 2,4 Millionen während des Krieges auf 300 000 und der Langstreckenbomber des Typs B 29 von 2865 auf 144 gesunken sei. Von den 2865 Bombern, die während des Krieges im Einsatz waren, liegen nach Angaben des Verfassers jetzt 2507 auf dem Speicher. Ihre Wiederinstandsetzung würde einschließlich der Neueinstellung und Schulung des erforderlichen Personals rund zwei Jahre beanspruchen, einen bei einem atomisch-chemischen Kriege ganz unmöglichen Zeitraum. Dabei sei der eben erwähnte Typ der Langstreckenbomber B 29 mit einem Flugradius von 1500 Meilen längst durch den neuen Typus B 36 mit einem Flugradius von 10 000 Meilen und einer 5-to-Bombenlast überholt. Eine Tatsache, die dem Verfasser um so bedenklicher erscheint, als die amerikanische Flugzeugproduktion von der Kriegsziffer, die jährlich 96 000 betragen habe, auf 1300 gesunken sei. Den auf amerikanische Hilfe angewiesenen Völkern des Nahen Orients würde bei dieser Lage kaum etwas anderes übrig bleiben, als sich den Russen bedingungslos zu unterwerfen, um so mehr, als diese, glaubwürdigen Meldungen zufolge, jährlich 44 000 Flugzeuge aller Arten fertigstellen. Der Verfasser schließt sich deshalb der Meinung des Generals Spaats an, der die Rettung der Vereinigten Staaten lediglich in einer „Planned and ready offensive“ erblickt, und fördert die Aufstellung einer modernen vollbemannten Luftwaffe von mindestens 1000 Langstreckenbombern neuesten Typs. Eine solche Aufrüstung sei unbedingt erforderlich, denn die neuesten Atombomben, deren Herstellung nach Meinung des Nobelpreisträgers Dr. Irving Langmuir spätestens in drei Jahren auch den Russen möglich sein werde, besäßen die hundertfache Sprengkraft der Bomben von Hiroshima, so daß nach Dr. R. Oppenheimer 40 Millionen Amerikaner in einer einzigen Nacht getötet werden könnten. Das den Piloten als „Central target zone“ bekannte Gebiet Amerikas mit den 18 größten Städten des Landes, in denen 30, und kleineren Städten und Dörfern, in denen 40 Millionen Menschen lebten, könnte beim Abwurf von 18 Atombomben teils durch die unmittelbare Wirkung derselben, teils durch die dabei freiwerdenden radioaktiven Strömungen buchstäblich ausgelöscht werden. Der Verfasser schließt mit dem Hinweise, wenn die Regierung nicht an einen Krieg glaube, so sei eine völlige Einstellung der Rüstungen zu empfehlen. Glaube man aber doch an einen solchen, wie das aus der Aufstellung eines 10 Milliarden Dollar betragenden Kriegsbudgets hervorzugehen scheine, so müsse man endlich die notwendigen Maßnahmen ergreifen, um nicht ein zweites, diesmal aber weit schlimmeres Pearl Harbour zu erleben.

Die Gedankengänge Cord Meyers verdienen schon deshalb Beachtung, weil jeder Versuch, dem Unheil eines Krieges vorzubeugen, von der ganzen Welt dankbar begrüßt werden wird, während die Warnungen, die der hervorragende Fachmann hinsichtlich des Zustandes der amerikanischen Luftwaffe an die zuständigen Stellen in Washington richtet, der erschreckten Welt blitzartig die Gefahren zeigen, unter denen wir leben und die nur ein entschlossener, mit Einsicht gepaarter Wille zum Frieden zu überwinden vermag.

**Zwischen Krieg und Frieden.** Das Versagen der UN ruft in den Vereinigten Staaten eine Enttäuschung hervor, der John Foster Dulles in einem Leitartikel „Was sollen wir für die UN tun?“ in „The Christian Century“ (3. 9. 1947) berechneten Ausdruck verleiht. Der Verfasser weist darauf hin, daß die Gründung der Vereinten Nationen zu einer Zeit stattfand, als die militärische Allianz der drei Großmächte im Begriff stand, den Krieg zu gewinnen, und daß die Gründung infolgedessen auf dem Prinzip der Beherrschung der Welt durch diese Mächte beruhte. Dieses Prinzip ist nach Dulles in St. Franzisko durch die Heranziehung der kleineren Staaten wesentlich aufgelockert, so daß die UN manche nützliche und humanitäre Arbeit im Einzelnen vollbringen konnte. Aber zur Lösung ihrer eigentlichen Aufgabe, den Frieden der Welt zu sichern, sei sie schon wegen der völligen Uneinigkeit der Großmächte außerstande, und es gäbe daher weite Kreise, die sie ablehnten und andere Wege vorschlugen: entweder Zurückziehung Amerikas in den Isolationismus oder Schaffung einer Weltregierung. Beides aber sei unmöglich. Isolationismus bedeute heute für die Vereinigten Staaten Verzicht auf Großpolitik, und eine Weltregierung sei undenkbar. Denn die Vereinigten Staaten erblicken ihre Aufgabe darin, „eine gute Regierung durch überlegene und freie Wahl zu schaffen“, aber „in anderen Ländern ist man der Meinung, die letzten Entscheidungen müßten von Diktatoren getroffen werden, die unbegrenzte Macht besitzen, und die ihre Befugnisse nicht als Stellvertreter des ganzen Volkes, sondern einer besonderen Klasse, d. h. des Proletariats, ausüben. Niemals wird die Sowjetregierung die Form einer Weltregierung annehmen, in welcher die Entscheidungen durch eine wirkliche Volksvertretung getroffen werden. Ebensowenig aber werden die freiheitlichen Staatswesen sich einer diktatorisch organisierten Weltregierung unterwerfen. Deshalb ist es jetzt unmöglich, eine Weltregierung zu schaffen. Dulles glaubt der UN trotzdem eine gewisse Bedeutung insofern zusprechen zu können, als sie die Staatsmänner der Welt mit der öffentlichen Meinung der Völker konfrontieren und dadurch die Friedenssehnsucht der Völker allmählich zu einem bestimmenden Faktor der Politik machen könnte.

Auf diesen vorsichtigen und gemäßigten Artikel antwortet Norman Thomas in der gleichen Zeitschrift (24. 10. 1947) in einem „Was sollen wir für den Frieden tun?“ überschriebenen Aufsatz. Der Verfasser führt den von ihm noch schärfer hervorgehobenen Mißerfolg der UN darauf zurück, daß „alle unsere amerikanischen Führer, von Roosevelt angefangen, sich hartnäckig dagegen sträubten, die Natur des als Weltrevolution bezeichneten rücksichtslosen russischen Machtstrebens zu erkennen“, und fordert, die Vereinigten Staaten sollten durch die UN „eine allgemeine Entwaffnung unter wirksamer internationaler Kontrolle“ vorschlagen. „Nichts“, so ruft der Verfasser beschwörend aus, „kann die Welt retten, wenn verzweifelte Nationen einen irrsinnigen Rüstungswettlauf fortsetzen. Die Engel im Himmel müssen weinen beim Anblick hungernder Völker, die, kaum daß sie den zweiten totalen Krieg überlebt haben, sich wie die Besessenen anschicken, den dritten zu kämpfen, indem sie kalten Blutes ihren Kindern das Brot rauben, um dafür Bomben herzustellen. Heute stehen weit mehr Menschen unter Waffen, und die Welt gibt 10 Milliarden Dollar mehr für Rüstungen aus als im Jahre 1938, in dem

die faschistischen Nationen auf der Höhe ihrer Macht wären. Selbst die ärmsten Völker geben bis zu 50 Prozent des Volkseinkommens für Rüstungen aus, und sogar die Vereinigten Staaten 30 Prozent". Der Verfasser glaubt zwar nicht, daß einer der beiden „Weltriesen" in den nächsten Jahren den anderen anzugreifen beabsichtigt, aber bei der scharfen Gegnerschaft zwischen Moskaus weltrevolutionärer und Trumans antikommunistischer Parole könnte der geringste Zwischenfall eine Explosion herbeiführen. In dieser Situation könne nur der Vorschlag einer allgemeinen Entwaffnung entspannend wirken, und selbst wenn Stalin, wie zu erwarten, ablehnen sollte, hätten sich wenigstens „die Amerikaner von dem Verdacht des Militarismus und Imperialismus eingewaschen". Entwaffnung ist, so schließt der Verfasser, „noch nicht die End-, wohl aber die erste Station auf dem Wege zum dauernden Frieden".

Die Aussichten auf Krieg und Frieden werden in einem interessanten Artikel in „The Christian Century" (3. 9. 1947) untersucht, der die Überschrift trägt: „Der Balkan ein Pulverfaß" und in dem ausgeführt wird, die tiefen Interessengegensätze zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion seien auf dem Balkan zuerst in ihrer ganzen Schärfe zutage getreten. Der Verfasser identifiziert sich mit der Auffassung George F. Kennans in seinem vielbesprochenen Artikel in „Foreign Affairs", daß die Sowjetunion nach den balkanischen Vorpостengefechten eines Tages die Vereinigten Staaten offen zum Endkampf herausfordern werde, aber dieser Tag noch verhältnismäßig fern sei. Er bezieht sich ferner auf ein vom Washingtoner Sachverständigen-Komitee dem Senatsausschuß für Auswärtige Angelegenheiten erstattetes Gutachten, das in zwei Punkten gipfelt: „Erstens, daß die Sowjetunion infolge der schweren von ihr erlittenen Kriegsschäden vorläufig noch nicht in der Lage ist, einen größeren Krieg durchzuhalten. Zweitens, daß die Kommunisten im Kreml mit einem wirtschaftlichen Zusammenbruch Amerikas rechnen, der die Vereinigten Staaten zum Rückzug aus Europa zwingen wird". Immerhin hält es der Verfasser für möglich, daß gerade Griechenland den Sowjets wichtig genug sei, um sie zu einem vorzeitigen Losschlagen zu veranlassen. Er wünscht, die amerikanische Politik möge sich von den militärischen Verstrickungen der Truman-Doktrin auf dem Balkan zu dem „konstruktiven und von militärischen Einschlügen freien Marshall-Plan" zurückwenden, dieses sei die beste Waffe im Kampfe gegen die Sowjets. Er befindet sich dabei in offenkundiger Übereinstimmung mit den von Lippmann in seiner Artikelserie „The cold war" entwickelten Gesichtspunkten.

Die Chancen dieses Kampfes untersucht Devere Allan in einem „Wie stark ist Osteuropa?" überschriebenen Leitartikel im „The Christian Century" (27. 8. 1947). Der Verfasser führt aus, daß auch die östlichen Satellitenstaaten Rußlands gern am Marshall-Plan teilnehmen würden, da sie vor allem Maschinen und Konsumgüter nötig hätten, die ihnen Rußland doch nicht liefern könnte, und daß sie von Rußland gegen ihren Willen aus dem Kreise der Teilnehmer des Marshall-Planes ausgeschaltet würden. Er beurteilt die bisher in der Sowjetunion geleistete Aufbauarbeit besonders auf dem Gebiet der Schwerindustrie, ebenso in der Landwirtschaft und im Wohnungsbau ungünstig. Sei so die Sowjetunion wirtschaftlich ebenso schwach, wie die Vereinigten Staaten stark seien, so hätten die Russen den Vorsprung auf



ideologischem Gebiet, da der Westen den aufreizenden und befeuernden Parolen des Kommunismus so gut wie keine neue Idee entgegenzusetzen habe und im übrigen Rußland gegenüber immer neue Beweise der Unentschlossenheit und Schwäche ablege. „Für Amerika“, so schließt der Artikel, „ist es Zeit für eine klar umrissene, mutig vorausschauende Politik, für die Sache Europas, Amerikas und der Welt — aber höchste Zeit.“ Als eine bemerkenswerte Kritik an der russischen Politik muß ferner ein Aufsatz in der gleichen Zeitschrift (10. 9. 1947) „Sowjetalldruck in Korea“ gelten, in welchem der amerikanischen freiheitlich inspirierten Aufbauarbeit in Korea der brutale Druck, den die Russen in dem von ihnen besetzten Teil des Landes ausüben, entgegengestellt und die Forderung erhoben wird, daß „die christliche Demokratie ihre klare Überlegenheit über alle ihre koreanischen und asiatischen Gegenspieler beweisen möge“.

**Rußland und Amerika.** Die großen angelsächsischen Blätter fahren fort, sich mit dem Ost-West-Problem zu beschäftigen. Besonders wichtig erscheint der Leitartikel in „The Economist“ (22. 11. 1947) „Peace in our time“, der sich in abgewogener und sachlicher Form mit der Frage eines russisch-amerikanischen Krieges beschäftigt und die Meinung äußert, beide Regierungen scheuten ganz offensichtlich das Risiko eines Krieges. Es sei bei dem heutigen diplomatischen Apparat, wie er in der UNO verkörpert werde, unwahrscheinlich, daß irgendein Zwischenfall den Krieg auslösen könnte. Aber wenn es auch nicht zu einem eigentlichen Kriege in nächster Zeit komme, so werde der „kalte Krieg“ doch ohne Zweifel nicht nur andauern, sondern sich sogar verschärfen, wie das aus der schroffen Antithese der Stanow-Direktive und des Marshall-Planes deutlich hervorgehe. Eben dieser Zustand berge die Gefahr eines künftigen Krieges in sich, um so mehr, als sowohl der angelsächsische „way of life“ mit dem russischen unverträglich sei und die imperialistische, das Zarentum übertreffende Expansionspolitik der Sowjetunion überall auf der Welt mit der angelsächsischen Interessensphäre zusammenstoße. Beachtung in diesem Zusammenhange verdient der Bericht Alexander Werths in „The Manchester Guardian“ (20. 11. 1947), der in seiner Artikelserie „Russia and the West“ berichtet, das Selbstvertrauen der Sowjetregierung sei angesichts der guten Ernte und der im letzten Jahre erzielten industriellen Fortschritte gestiegen und durch die Erfolge des Kommunismus in allen Ländern noch weiter verstärkt worden. Man nehme die amerikanische Drohung mit der Atombombe nicht mehr allzu ernst, sei von dem völligen Scheitern des Marshall-Planes fest überzeugt und fühle sich vor allem in ideologischer Beziehung den Amerikanern vollständig überlegen. Die russische Haltung Amerika gegenüber werde sich dementsprechend vermutlich versteifen, da die Hoffnung auf einen tragbaren Kompromiß mit dem amerikanischen „Kapitalismus“ in Moskau nicht mehr gehegt werde. Anders sei die russische Einstellung England gegenüber. Zwar werfe man der Labour-Regierung vor, den Sozialismus „verraten“ zu haben, aber man halte sie doch immerhin für mehr oder minder sozialistisch und glaube daher, mit ihr eher ins Gespräch kommen zu können als mit Amerika, wo nach russischer Meinung die antisowjetischen Strömungen jetzt die Politik völlig beherrschten. Stafford Cripps und Harold Wilson würden in Moskau als die Vertreter der „europäischen Schule“, Bevin als der

Vertreter der „amerikanischen Schule“ betrachtet, und Moskau ziehe die europäische Richtung, die einen Ausbau der Handelsbeziehungen mit dem Empire, Osteuropa und Rußland anstrebe, der amerikanischen Gruppe gegenüber als das kleinere Übel vor. So werde Moskau sicher versuchen, England auf die russische Seite hinüberzuziehen, was indessen keine Aussicht auf Erfolg haben werde.

Mit den gleichen Problemen — dem englisch-amerikanischen Verhältnis und beider Länder Beziehungen zu Rußland — beschäftigt sich auch Richard Crossman in seiner bereits erwähnten Artikelserie „The great debate“, und zwar in einem, „the European nucleus“ betitelten Leitartikel in Nr. 872 des „The New Statesman und Nation“ (22. 11. 47.) Crossman stellt fest, daß durch den ideologischen und machtpolitischen Kampf zwischen Amerika und Rußland der europäische Kontinent in zwei Hälften aufgespalten sei, was sich auch für England höchst ungünstig auswirke. Mangels einer Einigung zwischen beiden Mächten sei England gezwungen gewesen, den größten Teil der amerikanischen Anleihe für die Alimentierung der britischen Zone in Deutschland aufzuwenden, Amerika liefere Polen keine Kohlen, obwohl es solche dringend nötig habe, weil ihm die kommunistische Einstellung der polnischen Regierung unbequem sei, und Moskau sabotiere aus entsprechenden Gründen die Handelsbeziehungen mit England. Crossman schlägt deshalb vor, England solle sich unter amerikanischer Rückendeckung an die Spitze des europäischen Wiederaufbaus stellen und die Organisation der Vereinigten Staaten Europas in die Hand nehmen. Eine „complete federation“ mit den Vereinigten Staaten sei dazu gar nicht erforderlich, wohl aber eine enge Zusammenarbeit mit ihnen auf kolonialem Gebiet, gemeinsame Planung der Schwerindustrie und die Entwicklung eines anglo-amerikanischen Sicherheitssystems innerhalb der UNO. Der Rest Europas würde sich einer solchen Gruppierung willig anschließen, und insbesondere Frankreich und Italien könnten nur auf diese Weise vor der kommunistischen Gefahr gerettet werden.

Hält Crossman die amerikanisch-russischen Gegensätze auf die Dauer für nicht überbrückbar, so ist die amerikanische Wochenschrift „Time“ der gleichen Meinung und äußert in ihrer Nummer vom 24. 11. 1947 die Auffassung, daß die Kommunistaufstände in ganz Europa zwar noch nicht einen unmittelbaren Griff der Kommunisten nach der Macht bedeuteten, wohl aber der Politik Moskaus entsprächen, das in Europa nach dem Ausdruck eines englischen Diplomaten „a twilight zone“ zu schaffen wünsche, um im Trüben fischen und sich für den Endkampf vorbereiten zu können.

**Die Außenpolitik des Präsidenten und der Marshall-Plan.** Bereits vor Monaten wurden an dieser Stelle englisch-amerikanische Pressestimmen zusammengestellt, die zu dem amerikanischen Wiederaufbauprogramm für Europa kritisch Stellung nahmen. Diesen Skeptikern hat sich nun Walter Lippmann angeschlossen, der in einem in Nr. 267 der „Neuen Zürcher Zeitung“ abgedruckten Artikel „Amerikas Politik auf der Londoner Konferenz“ feststellt, daß „der Erfolg (des Marshall-Planes) sicher nicht eintreten und daß einfach jedes Jahr ein neuer Verlust zu buchen sein wird, wenn das Staatsdepartement nicht in der Lage ist, eine Politik zu entwerfen, welche die Teilung von Deutschland und Europa überwindet. Denn unser Programm setzt voraus, ja

fordert eine entschiedene klare und zusammenhängende Politik mit dem Ziel, Europa zu einigen, den eisernen Vorhang zu beseitigen und den Krieg endlich zu beenden. Lippmann weist darauf hin, daß „eine Einigung und Wiederherstellung Europas nur möglich ist, wenn die Sowjetarmee veranlaßt oder gezwungen werden kann, sich aus dem Herzen Europas zurückzuziehen, d. h. aus dem Zentrum Deutschlands an die Grenzen Rußlands von 1945 zurückzugehen, also über eine Strecke von ungefähr 800 km“. Falls die Russen sich weigern sollten, diesem Verlangen Amerikas zu entsprechen, so würde Amerika „als Vorkämpfer der Einheit Europas und Deutschlands“ eine ungeheuer starke moralische Stellung haben, „die instinktive Abneigung der Völker gegen Fremdherrschaft würde ihm die Herzen zufliegen lassen“, und am endgültigen Siege Amerikas beständen nicht die geringsten Zweifel. Eine solche entschlossene Außenpolitik sei eine unerläßliche Vorbedingung für die Wirksamkeit des Marshall-Planes: ohne diese würde er auf gelegentliche amerikanischen Almosen an die untergehenden Völker Europas hinauslaufen.

Es ist interessant, daß sich einer der weitblickendsten lebenden Nationalökonomien, Prof. Wilhelm Röpke in Genf, in Nr. 264 des gleichen Blattes über „Marshall-Plan und Wirtschaftspolitik“ äußert, und, ebenso wie Lippmann vom politischen, seinerseits vom wirtschaftlichen Standpunkt aus ein Scheitern des Planes voraussagt, wenn man ihn weiterhin als einen „Weihnachtswunschzettel an Amerika“ und nicht als „wirklichen und ernsthaften Plan der inneren Heilung der europäischen Volkswirtschaften“ auffaßt. Röpke bezeichnet die mit Inflationsdruck verbundene Zwangswirtschaft, die „zurückgestaute Inflation“, als das wesentliche Krankheitssymptom der europäischen Wirtschaften und weist darauf hin, daß sich nach ihrer Einführung selbst in einem reichen und vom Kriege verschont gebliebenen Lande wie Schweden genau dieselben Krankheitserscheinungen wie in den anderen Ländern gezeigt hätten, während in einem armen und vom Kriege stark mitgenommenen Lande wie Italien nach Wiedereinführung der freien Marktwirtschaft eine raschere Regeneration eintrete. Es sei enttäuschend, daß die sechzehn in Paris versammelten Regierungen nichts weiter als eine Bedarfsliste zusammengestellt, aber kein wirkliches Heilungsprogramm entworfen hätten. Damit sei viel versäumt, aber noch könne der Marshall-Plan seine Wirksamkeit entfalten, wenn man ihn als eine „einzigartige Gelegenheit für die Befreiung der Volkswirtschaft von der inflationistischen Zwangswirtschaft“, als „einen Plan zur Überwindung der Planwirtschaft“ benutze. Das setze freilich voraus, daß auch in Amerika dieser Zusammenhang der europäischen Wirtschaftskatastrophe und der Zwangswirtschaft erkannt und eine entsprechende Politik betrieben werde. Leider fehle es daran, da die Amerikaner selber in ihrer Zone seit zweieinhalb Jahren eine Wirtschaftspolitik verfolgten, die man nur als kollektivistisch bezeichnen könne, und da das von Truman dem Kongreß vorgelegte Wirtschaftsprogramm starke zwangswirtschaftliche Einschlüsse aufweise. Der Versuch der zurückgestauten Inflation werde, so meint Röpke, auch in Amerika nicht erfolgreicher sein als in Europa. Eine ehrliche und tatkräftige Bekämpfung des Inflationsdruckes in Amerika sei nur möglich, wenn man mit der bisherigen „Easy money“- und „deficit spending“-Bankpolitik bräche und etwa im Wege der indirekten Besteuerung der Inflationsgefahr begegne. Leider habe freilich auch in Amerika



seit Roosevelts New Deal das planwirtschaftliche Denken die frühere wirtschaftspolitische Einsicht in Amerika verdunkelt.

Mit den Gedankengängen Röpkes berührt sich ein höchst aufschlußreicher Leitartikel „Westward Ho“ von Edna Lonigan in Nr. 199 der von uns bereits mit besonderer Anerkennung erwähnten Wochenanalysen „Human Events“. Der Verfasser fragt, welche eine Veränderung mit dem Geist Amerikas denn eigentlich vorgegangen sei, und gibt seinem Erstaunen darüber Ausdruck, daß das amerikanische Volk, nachdem es den Weltkrieg gewonnen habe, sich so verhalte, als ob das Gegenteil der Fall sei, daß es seine freiheitlichen Prinzipien dem immer steigenden kommunistischen Druck gegenüber nur lau und schüchtern verteidige, ja daß sogar ein „retreat from freedom“ zu bemerken sei.

Erhebliche Skepsis gegenüber dem Marshall-Plan bringt auch H. N. Brailsford in einem „Von Morgentau zu Marshall“ überschriebenen Aufsatz in „The New Statesman and Nation“ (29. 11. 1947) zum Ausdruck. Wenn auch dem Morgentau-Plan, der Zerstörung gegenüber der Marshall-Plan der Restaurierung eine gewisse Verbesserung bedeutet, so seien doch die politischen Bedingungen, unter denen der Plan funktionieren solle, nicht dazu angetan, das zu ermöglichen. Ein des landwirtschaftlichen Ostens, seiner Kolonien, seiner Schiffe beraubtes, bis aufs Hemd ausgeplündertes Deutschland mit seiner völlig unterernährten Bevölkerung könne durch die geringe Hilfe dieses Planes niemals saniert werden. Eine grundlegende, weit über den leider nur aufs Wirtschaftliche abgestellten Marshall-Plan hinausgehende Änderung der englisch-amerikanischen Politik und entschlossene Abkehr von der Ausplünderung Deutschlands, wie sie jetzt eben in der Demontage im Westen in so beschämender Weise vorgenommen werde, sei unerlässlich, um das Schlimmste zu verhüten.

„This is a christian nation“. „The Christian Century“ (17. 10. 1947) bringt in einem bemerkenswerten Leitartikel „Vereinigt die moralischen Kräfte“ einen Auszug aus dem Schreiben des amerikanischen Präsidenten Truman an den Papst, in dem sich der schöne, oben zitierte Satz befindet und die Auffassung vertreten wird, daß „ein dauernder Friede nur auf den Grundsätzen des Christentums aufgebaut werden kann“. Der Präsident gibt der Überzeugung Ausdruck, daß „das größte Bedürfnis der Gegenwart eine Erneuerung des Glaubens sei“, und erklärt es als seine vornehmste Aufgabe, „erneut den Glauben an die Würde und den Wert der menschlichen Person in allen Ländern zu erwecken, damit die Rechte des Menschen, die auf sein Verhältnis zu Gott und seinen Mitmenschen beruhen, überall geachtet werden“. Das Blatt begrüßt dieses religiöse Bekenntnis des Präsidenten auf das wärmste, erklärt allerdings, daß es seinen Widerspruch gegen die Beglaubigung eines amerikanischen Sonderbotschafters beim Vatikan aufrechterhalten müsse, da hierin eine ungerechtfertigte Privilegierung der katholischen Kirche läge, mit der die protestantische Bevölkerung Amerikas, deren Sprachrohr die Zeitschrift ist, nicht einverstanden sein könne. Nur auf der Basis der völligen Gleichberechtigung könnten und müßten sich alle christlichen Kräfte, der alten und der neuen Welt zusammenfinden, wenn dem Zeitalter der Zwietracht ein solches der Versöhnung folgen sollte.

Von der gleichen christlichen Gesinnung beseelt erscheint ein Leitartikel des gleichen Blattes „Die Bekämpfung der moralischen Erschöpfung“ (3. 10. 1947), in welchem die amerikanische Hilfe für die notleidende Menschheit von ethischen Gesichtspunkten gewertet und die Forderung einer erneuten Rationierung in den Vereinigten Staaten erhoben sowie darauf hingewiesen wird, daß „nichts so einleuchtend wie eben eine solche Maßnahme des Mitgeföhls der Welt zeigen würde, daß Amerika nicht der herzlose Midas ist, als der es so oft hingestellt wird“. Den Christen in Amerika, so führt das Blatt aus, liege die große Aufgabe zu, mit allen Kräften auf die Linderung der Not hinzuwirken, die inzwischen in der ganzen Welt einen unvorstellbaren Grad erreicht hat. Amerika habe bereits 12 Milliarden Dollars für die Europa-Hilfe aufgewendet, die Tätigkeit der zahlreichen Hilfsorganisationen, Carepakete usw. nicht eingerechnet. Die protestantischen Kirchen der Vereinigten Staaten allein hätten im letzten Jahre mehr als 30 Millionen Dollars aufgebracht, während der Kirchenweltdienst, eine internationale Organisation, 24 Millionen beigesteuert habe. Aber die Not nicht nur in Europa, besonders in dem landwirtschaftlich verstümmelten Deutschland, dem hungernden Frankreich und Italien, sondern auch in Indien und China, in welch letzterem Lande Nahrung, Kleidung und Obdach für 43 Millionen Flüchtlinge beschafft werden müßten, habe einen Grad erreicht, der die Mobilisierung der letzten Kräfte der gesamten Christenheit erfordere.

**„Rußland und Deutschland.“** So lautet die Überschrift eines besonders interessanten Leitartikels in „The Spectator“ (21. 11. 1947). Die Politik Stalins, so heißt es, sei, von einer ausgesprochenen Deutschlandfreundlichkeit bis zum Jahre 1941, nach Ausbruch des Krieges zwar einer lebhaften patriotischen Agitation gegen den deutschen Eindringling gewichen, habe aber auch damals die Möglichkeit eines künftigen Ausgleichs mit Deutschland niemals völlig aus den Augen verloren, wie sich u. a. in der Bildung des Moskauer Komitees „Freies Deutschland“ gezeigt hat. Auf der anderen Seite habe Stalin stets die Tendenz verfolgt, jede deutsche Bedrohung für die Zukunft auszuschließen, und sei von diesem Gesichtspunkt aus in Jalta für eine Aufteilung Deutschlands in einzelne Staaten eingetreten. Der totale Zusammenbruch des Reiches habe eine Änderung der russischen Politik zur Folge gehabt. Ein chaotisches, dezentralisiertes, führerloses Reich habe dem Kommunismus bisher ungeahnte Möglichkeiten in Europa eröffnet, und von Stund an habe die Einheit Deutschlands, wie sie heute so lebhaft von Molotow verfochten werde, auf dem Programm Rußlands gestanden. Die Russen appellierten durch ihr Eintreten für diese Einheit an den Patriotismus der Deutschen und hofften, sie auf diese Weise die Verstümmelung ihres Landes durch die Abtretung des Ostens vergessen zu machen. Ein einheitliches, von Moskau aus dirigiertes Deutschland sei zur Zeit das russische Ideal. Solange die Verwirklichung der Idee am Widerstand der Westmächte scheitere, sei Rußland die Aufrechterhaltung des jetzigen Schwebezustandes erwünscht, der den Kommunismus stärke und einen permanenten Sog an den britisch-amerikanischen Hilfsquellen bedeute.

**Deutschland – eine Probe der Weltzusammenarbeit**, so überschreibt John Hynd, der frühere Minister für die deutsche Besatzungszone, seinen Leitartikel in „The New Statesman and Nation“ (22. 11. 1947). Hynd stellt fest, daß die vier Besatzungsmächte alle in gleicher Weise Schuld an dem völligen Scheitern der bisherigen Deutschlandpolitik trügen: Rußland, indem es die deutsche Wirtschaftseinheit sabotiere, Amerika, indem es den Föderalismus einem lediglich nach Einheit verlangenden Volke aufzuzwingen versuche, Frankreich, indem es Deutschland in Einzelstaaten aufteilen wolle, und England, das zwischen allen diesen verschiedenen Torheiten unschlüssig hin und her schwanke. Der Minister gibt der Hoffnung Ausdruck, daß Amerika inzwischen die Notwendigkeit einer europäischen Wirtschaftseinheit begriffen und daraus die einer deutschen Wirtschaftseinheit, die natürlich eine politische voraussetze, abgeleitet haben werde. Die einzige Rettung Europas bestehe in der Herstellung seiner wirtschaftlichen Einheit, die wiederum die deutsche Einheit erfordere, und in der völligen Aufhebung der unmöglichen Beschränkungen, die man der deutschen Produktion auferlegt habe. Überdies müsse man sich darüber klar sein, daß, wie schon Versailles gezeigt habe, sogenannte Reparationen unmöglich seien und nur den Wiederaufbau verzögern würden. Die einzige wirkliche „deutsche Gefahr“ bestehe darin, daß durch die sinnlosen und schikanösen, jedem demokratischen Gedanken widersprechenden Maßnahmen der Sieger ein wilder und haßerfüllter Nationalismus in Deutschland erzeugt werden könnte. Nur durch eine versöhnliche Einwirkung auf die Psyche des deutschen Volkes könnten eine Befriedung der Welt und wirkliche Sicherheit geschaffen werden.

**Die gefährliche Kunstkritik.** In der Nazizeit ist es vielen, die die Folgerichtigkeit des totalitären Systems nicht einzusehen vermochten, eine Weile fast unbegreiflich erschienen, daß auch auf einem seit alters als unpolitisch angesehenen Gebiet wie dem der Kunst die freie Meinungsäußerung gefährlich, ja lebensgefährlich wurde. Konnte es doch zum Beispiel einem Kunstkritiker geschehen, daß er strafweise zur Wehrmacht eingezogen wurde, weil er bescheidene Zweifel an der Zeitgemäßheit eines von höchster Stelle erworbenen Gemäldes geäußert hatte. Was den Tendenzen oder dem im Grunde spießbürgerlichen Geschmack des Staates nicht entsprach, wurde als entartet angeprangert, und die Verhetzung der kunstfremden Masse war so leicht und so vollkommen zu erzielen, daß ein Bildhauer wie Ernst Barlach sich in Güstrow kaum noch auf der Straße sehen lassen konnte, wollte er nicht Gefahr laufen, von Gassenjungen angespien zu werden. An Stelle der freien Kunstkritik wurde durch einen Goebbelschen Erlaß vom 27. 11. 1936 die „Kunstaberachtung“ eingeführt, und wer bedenkenlos genug war, sein kritisches Gewissen zum Schweigen zu bringen und nur die von oben her vorgeschriebene Meinung wiederzugeben, brauchte nicht mehr Gefahr zu laufen, wie jener „Kritikaster“, der in Nürnberg sein Mißfallen an den Darbietungen eines Kabarets geäußert hatte und von dem darüber empörten Gauleiter von Franken unter dem Beifallsgejohle des Publikums gezwungen wurde, auf die Bühne zu treten, „damit er etwas besseres vofführe“. Es ist gewiß auch heute nicht müßig, daran zu



erinnern, wie sich die deutsche Kritik mit dem Goebbelsschen Zwang zur „Kunstbetrachtung“ abgefunden hat. Ein Teil machte es sich bequem, ließ die eigene Meinung schweigen und begnügte sich damit, die künstlerischen oder auch unkünstlerischen Ereignisse mit freundlichen, wenn notwendig, mit begeisterten Worten zu begleiten. Der andere und bessere Teil wandte die dialektische Methode an. Mit den elastischen Mitteln der Sprache, mit ihren geheimen innewohnenden Möglichkeiten, mit den sich daraus ergebenden logischen Schlüssen (die man dem Leser zuschob), mit Assoziationen historischer oder aktueller Art, mit unfaßbaren Anspielungen oder literarischen Zitierungen, kurz mit allem Raffinement, dessen die Sprache fähig ist, begann diese Kunstkritik zu arbeiten und erreichte es, daß die Hellhörigkeit der Leser schnell zunahm. Wie in keiner anderen Sparte der Zeitung oder Zeitschrift war es möglich, hier die ewigen Maßstäbe der Humanität, der europäischen Überlieferung, des Christentums, der Demokratie usw. aufrechtzuerhalten und so eine versteckte Kritik am Nationalsozialismus zu üben. Damit war freilich nicht alles, aber manches geleistet. Allerdings wurden nicht nur die Leser, sondern auch die Machthaber hellhörig. Mutig in dieser Hinsicht zu sein, wurde von Monat zu Monat gefährlicher. Mancher, der tapfer begonnen hatte, fand auf die Dauer nicht mehr die Kraft, tapfer zu bleiben, und wurde, oft unbewußt, aus einem Kritiker ein Kunstbetrachter und entwertete durch Konzessionen die etwa noch gewagten Einwendungen. Die Schwierigkeiten freier Kunstkritik erwiesen sich als unüberwindlich. Die dialektische Kritik war nur ein zeitlicher Notbehelf. Aber unvergessen muß bleiben, daß auch in den Aufsätzen über Bücher, Theater, Bilder, Musik usw. eine Opposition am Werke war, die viele Leser in ihrem geistigen und seelischen Widerstand gegen das alle Gebiete des Lebens, Denkens und Fühlens knebelnde totalitäre System befestigte.

**Die Truman-Hilfe** wird von der sozialistischen „Tribune“ (21. 11. 1947) in einem „Truman rückt von Churchill ab“ überschriebenen Artikel als eine großzügige Fortentwicklung des Roosevelt'schen New Deal und Lend Lease und wegen der mit ihr verbundenen planwirtschaftlichen Momente als eine entschiedene amerikanische Abkehr von dem Churchillschen Ideal der freien Wirtschaft bezeichnet. Das Blatt meint, die Kreise des amerikanischen Kongresses, die die wirtschaftsregulativen, vom Präsidenten vorgeschlagenen Maßnahmen in Anlehnung an Churchill als „totalitär, kommunistisch und gestapohaft“ bezeichneten, würden der Großartigkeit der Konzeption gegenüber, wie sie in dem Plan des Präsidenten zum Ausdruck komme, bald verstummen, und es werde sich zeigen, daß der Truman-Marshall-Plan, von einem „erleuchteten Eigeninteresse“ Amerikas eingegeben, der Welt eine fühlbare Erleichterung bringen werde. Das Blatt begrüßt vor allem, daß die amerikanischen Unterstützungen nicht als rückzahlbare Dollar-Anleihen, sondern als Geschenke in der Form von Naturlieferungen gegeben werden sollen. Das sei auch für Amerika vorteilhaft, weil Dollaranleihen an die europäischen Staaten diese nur zu Einkäufen in den Vereinigten Staaten zwingen und dadurch die Preise gewaltsam hochtreiben würden.

## Als ich Vivette liebte

*Novelle\*)*

In jener Zeit gab es Gärten auf dem Montmartre, richtige Gärten, über deren mit Gras bewachsenen Mauern im Mai der Flieder hing; es gab da kleine abschüssige Straßen mit holprigem Pflaster, wo Tintin, wenn er aus der Werkstatt kam, sich mit einem Laufmädcl in kurzem Kleidchen traf und ihrer beider Namen in die langen Bretterzäune einschmitzte, wie alle Verliebten es tun. Es gab da kleine Schenken, die Gartenlauben hatten, in denen man darum würfelte, wer den Weißwein bezahlen sollte; alte Häuser gab es da, aus denen der Geruch des Ausgusses nie wich und die zwischen zwei steil ansteigenden Straßen so drollig gebaut waren, daß man ohne jede Gefahr aus einem nach hinten liegenden Fenster im dritten Stockwerk hinausspringen konnte, da es dort gerade zu ebener Erde lag. Da waren ländliche Brunnën, die unsere Musen verspottende schwatzende Hausfrauen in Unterröcken umstanden; Adèles Holzbaracke, deren Bretter bei unsern lärmenden Gelagen erzitterten; der Tertre-Platz, wo am 14. Juli ganz Montmartre unter den Lampions tanzte; die Rue de l'Abreuvoir, in der alle Maler ihre Staffeleien aufstellten; der ganze Montmartre endlich, die Butte mit ihrer Sorglosigkeit, ihrem Elend und ihren kleinen Leiden-schaften, ihrem Kleinstadtgeschwätz, den Wohnungen ohne Wasserleitung, ihren literarischen Scharmützeln und billigen Freuden.

War es eine glückliche Zeit damals? . . . Im? ja, wenn man will; man ist immer mehr davon überzeugt, je älter man wird; doch wenn man sich selbst inmitten der Zirkusmanege befindet, lacht man viel weniger. Wie sehr litten wir damals unter unsern stolzen und zugleich schüchternen zwanzig Jahren, dank denen wir wie Vergnügungen suchende Rekruten aussahen, von mißtrauischen Verlegern, bei denen wir wie in einer Volksküche Schlange standen, hinausgeworfen, von Bilderhändlern, die die bemalte Leinwand schlechter bezahlten als die neue, übers Ohr gehauen wurden; dank denen die Frauen uns nie für voll ansahen, da sie sich im allgemeinen lieber von einem Mann in reiferem Alter betrügen, als von einem schmachitenden Jüngling anbeten lassen.

Die „Arriviertesten“, unter uns hatten kleine Freundinnen, die sich Madonnenscheitel kämmtcn und beim Geschirrwaschen eine Opernarie sangen. Eine bürgerliche Bohème. Marthe hinterging mit George ihren Pierre, der aus Ärger darüber mit Gilberte „zusammenzog“. Tragödien zum Lachen, simple Liebschaften . . .

Als Zuhörerinnen für die zärtlichen Schwärmereien, von denen unsere Herzen geschwellt waren, und um unsere sehnstichtigen Träume zu beschwichtigen,

\*) Aus dem Französischen übertragen von Wilhelm Maria Lüsberg. Vorabdruck aus dem demnächst erscheinenden Buch „Ich hab dich sehr geliebt, Vivette“. Geschichten vom alten Montmartre. Titel der französischen Originalausgabe: Montmartre, Mon Pays. (Bonn am Rhein, Verlag der Europäischen Bucherei H. M. Geonimi.)

Roland Dorgeëles ist Mitglied der Académie Goncourt und Verfasser zweier bekannter Kriegsbücher: „Die hölzernen Kreuze“ und „Das Wirtshaus zur Schönen Frau“.

hatten wir die kleinen verliebten Mädchen von der Butte, die Laufmädels, die Stenotypistinnen, die Modelle; sie alle harmlose Kinder von achtzehn Jahren, die eines Tages zu lieben anfangen, ohne Begehren und ohne Leidenschaft, ganz einfach, weil sie das Alter erreichten.

Wir sahen diese kleinen Mädchen aufwachsen, sich entwickeln und zu Jungfrauen erblühen.

Zuerst waren es »magere Latten« mit zu großen Mündern und mit Zöpfen; scharenweise kreischten sie hinter der Kirche Sacré-Cœur oder auf den Steintreppen der Butte umher; dann begegnete man ihnen nur noch des Abends, wenn sie aus den Werkstätten heimkehrten, in ihrem Aussehen bereits verändert, mit bescheidenem Hütchen und einem Rock, der bis zur halben Wade ging; und einige Monate, vielleicht ein Jahr später, drehte man sich um nach dem erwachsenen Fräulein, das mit freundlichem Lächeln uns guten Tag sagte, einen schicken Hut mit einer Bandschleife trug, ein nettes Fähnchen ganz nach der Mode und Schuhe mit hohen Absätzen.

„Guten Tag, Fräulein... Wie, Sie spielen nicht mehr Steinchen-Hüpfen? Und Sie tragen keine Zöpfe mehr?“

Lachend gab die Kleine Antwort und wurde nicht einmal rot dabei. Seite an Seite kletterte man die Rue Lepic hinan.

„Ist es möglich, Sie arbeiten in einem Schneideratelier?... Ich, ja, ich bin Schriftsteller... Ihr Name gefällt mir sehr: Yvonne. Ich werde Sie aber Yvette nennen, oder noch besser Vivette, denn ich möchte Sie nicht mit demselben Namen nennen wie die andern...“

„Welche andern? Ich kenne niemanden...“

„Nicht möglich! Ich bin überzeugt, Sie haben Ihr Täschchen voller Liebesbriefe...“

Man sagte ihr süße Torheiten, während man durch einsame Straßen Umwege machte. Man wurde dringlich: „Ich sehe Sie doch morgen? Um ein Viertel nach sieben?“

„Oh, Sie sagen das so, und dann kommen Sie doch nicht.“

Man kam... Man traf sich des Abends zwischen der Trinitätskirche und dem Pigalle-Platz; und während wir die Straßen hinaufstiegen, erzählte sie ihre Ateliererlebnisse. Es waren immer dieselben, banal und verwickelt, und im Augenblick der Trennung überließ sie einem die Lippen mit solch naiver Sinnlichkeit, daß es trotzdem noch sehr keusch blieb.

Befreundete Maler malten ihr Bild, das sie niemals ähnlich fanden; man las ihnen Gedichte vor, die sie nicht verstanden, von denen sie jedoch zu Tränen gerührt wurden; und wir schwelgten in ewiger Liebe, die manchmal sogar ein halbes Jahr währte.

Mit Vivette dauerte es von den ersten Maiglöckchen, von denen die Händlerinnen ganze Körbe voll feilboten, bis zu den ersten Kastanien, die sie knabberte und in ihrem Muff verbarg.

In dem vorausgegangenen Winter hatte ich meine Liebe geteilt zwischen einer großen Blondin mit kurzgeschnittenen Haaren, die über jede Kleinigkeit lachte, und einer etwas hageren und ein wenig verrückten Brünetten, von deren Beruf man nichts weiter wußte, als daß sie „ihren Eltern ausgerückt“ war. Und nach solch flüchtigen Liebschaften dünkte es mich köstlich, dieses kleine Idyll mit diesem verliebten Kind zu erleben, das sich beim Gehen eng an mich schmiegte



und sein bleiches Gesicht an meine Schulter lehnte, wenn wir in den stillen Schatten der Rue de la Borne eintraten.

Sie war lebhaft wie ihr Name. Ihre gazellenschlanken Beine schienen mit den Treppenstufen der Butte nur so zu spielen. Von der Gazelle hatte sie auch die großen schmalen und sanften Augen und die zarte, bebende Stimme. Sie war noch zu jung, als daß sie hätte zärtlich sein können; sie hatte das tolpatschige Benehmen eines spielenden Knaben, knußte mein Gesicht oder stieß mir den Hut vom Kopf, wenn plötzlich das Verlangen, mich zu küssen, sie überkam. Erschreckt löste sie sich dann sogleich von mir und vergrub das Gesicht bis zur Nasenspitze in ihrer struppigen Boa, um ihre spröden Lippen zu verteidigen.

Jeden Tag schob sie den Augenblick der Trennung etwas mehr hinaus; wir schritten, wenn wir bald angelangt waren, denselben Weg wieder zurück, schlenderten den ganzen Abend durch die verworrenen Straßen der Butte, und wenn wir wieder an der Ecke der Rue Lamarck standen, wo wir Abschied nehmen mußten, dann zögerte sie abermals mit betrübtem Gesicht.

Wie viele Stunden haben wir in der düstern Rue Cortot zugebracht, wo die Nacht zuerst ihren Einzug hielt, und wie oft haben wir uns in der alten Rue Saint-Vincent innig umarmt, wo nur neugierige Buben uns manchmal überraschten. Zuweilen führte ich sie in den Parc de la Belle Gabrielle, der zu dieser Stunde verlassen dalag, und allein an unserm Tisch vor einem Glase schlechten Malagas sitzend, kosteten wir unter den hohen Bäumen, in der frösteindenden Nacht, in langen Küssen unser Alleinsein aus. Welch berauschende Wonnen gaben uns diese verstohlenen, harmlosen Zärtlichkeiten.

Plötzlich schlug es neun Uhr, und Vivette stülpte ihren Hut über die zerzausten Haare.

„Oh, schon neun Uhr! Wie hab' ich mich verspätet!“

Doch sogleich beruhigte sie sich: „Ach, macht nichts, ich sage einfach, ich habe Überstunden machen müssen.“

In Hast brachen wir auf, flüchtig gaben wir uns in einer dunkeln Ecke den Abschiedskuß; allein stieg ich die Rue des Saules hinauf, und an meinen Fingerspitzen haftete noch der zaubervolle Duft ihres erregten Körpers.

Sie widerstrebte lange, bevor sie zu mir kam. Trotz der doppelsinnigen Versprechungen, die ich ihr gab — gewagten Dingen, die man zwischen zwei Küssen ihr ins Ohr flüsterte —, fand sie nicht den Mut zu diesem Wagnis. Wohl jeden Abend schwor ich ihr, brav zu sein, so brav, daß ihr zerbrechliches Siegel unversehrt bliebe; trotzdem hatte sie noch ein wenig Angst, und wenn wir an meiner Tür vorbeischritten, ging sie schneller, fluchtbereit. Wie ein kleines Mädchen, das man zur Schule schleppt.

„Nein . . . nein, ich will nicht!“

Und ihr schmaler Arm suchte mir zu entschlüpfen. Gerührt durch ihr reizendes Erschrecken, beruhigte ich sie wie ein Kind, indem ich ihre zarten Hände küßte. Sie hätte nichts zu befürchten brauchen, denn trotz meines Begehrens hätte ich nie den furchtsamen Körper verletzen mögen. Was mich am meisten zu ihr hinzog, das war, glaube ich, ihre Reinheit, und in meiner Stimme lag

mehr Zärtlichkeit als Neckerei, wenn ich ihre warmen Brüste liebkoste und ihr zuflüsterte: „Mascotte, kleine Mascotte...“

Ich bestand also gar nicht mehr darauf, daß sie zu mir käme, als sie eines Nachmittags ganz unvermutet bei mir eintrat. Zögernd stand sie in der Tür, lächelte in ihre Federboa hinein, und überrascht schaute ich sie an. Als sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, änderte sie ihr Wesen; sie wagte nicht mehr zu lachen; und in einem Sessel sitzend, hielt sie auf den Knien ihren Tugendsschild: ein kleines Handtäschchen, die abgetragenen Handschuhe und ein in Papier eingewickeltes Tischmuster. Dann wurde sie allmählich zufräulicher. Sie wollte die Bilder sehen, die Bücher, die Arbeit, woran ich gerade schrieb; und sie warf sogar einen neugierigen Blick in mein Schlafzimmer, während sie sich an der Tür festhielt, jedoch nicht wagte einzutreten.

Ihr Gebaren, das genau dem eines furchtsamen Vogels glich, belustigte mich, und ich war an diesem Tage voller Aufmerksamkeit für sie: ich reichte ihr den Tee, heftete, ohne sie nur zu berühren, eine Rose an ihr Kleid, und gab ihr nur einen einzigen Kuß, als sie ging. Da es gerade die tote Saison war, kam sie noch öfters wieder.

Bald schon hing ihr Morgenrock bei mir, ein blauer, mit gelben Lotosblumen bestickter Kimono, und sie spielte während des ganzen Tages „die Dame“, indem sie recht brav in einem Sessel sitzen blieb, während ich arbeitete. Wenn schönes Wetter war, führen wir aufs Land hinaus. Obwohl Pariserin vom Montmartre, war sie nie weiter gekommen als bis Saint-Cloud, und sie konnte in Verzückerung geraten, wenn sie Wälder ohne Aufseher und eingefaßte Rasenflächen sah oder unendlich weite Getreidefelder und Blumen, die nicht auf den kleinen Wagen der Händlerinnen, sondern wild wuchsen. Im Forst von Marly hatten wir ein ruhiges Gasthaus entdeckt, wo wir oft einkehrten, und sie aß mit einer gefrässigen Freude, jedesmal enttäuscht, wenn der Nachtschisch kam und sie nun nicht mehr genügend Hunger hatte, noch den Kuchen aufzuessen.

Als sie so die ganze Woche gefeiert hatte, mußte ich, damit ihre Mutter nichts merke, ihr den Wochenlohn geben, und jedesmal gab es eine entzückende Komödie; ich mußte bitten, sie streicheln und ihr mit Gewalt die dreißig Franken in die zusammengeballten kleinen Fäuste drücken... Mit gesenkter Stirn sagte sie dann ganz leise: „Ich schäme mich so!“ Wegen dieser Worte allein, die sie mit schwellender Stimme sprach, hätte ich sie anbeten mögen.

Zu dieser Zeit (es war mitten im Sommer: ich erinnere mich, daß auf meinem Tisch immer Pfingstrosen in einer großen Vase aus Steingut standen) hätte ich sie leicht zu meiner Geliebten machen können. Doch ich wollte es nicht.

Nicht etwa deswegen, weil Grundsätze mich daran gehindert hätten; außer der Ehe schienen uns damals alle Arten von Liebesverbindungen berechtigt. Aber ich empfand schon im voraus Gewissensbisse, ich hatte Furcht davor, die erste Hingabe von ihr zu fordern, nach der die andern so leicht sein würden. Und wenn ich ihren schmalen, eckigen Körper streichelte, dachte ich oft in meiner Einfalt, daß sie es mir zu danken hätte; wenn sie nicht »auf Abwege geriet«.

Als sie ihre Arbeit wiederaufgenommen hatte, kam sie am Abend ganz niedergeschlagen zu mir.

„Noch einmal möchte ich es so gut haben wie im vergangenen Monat“, meinte sie, an meine Schulter gelehnt. „Wie langweilig ist es doch im Atelier...“

Hast du auch daran gedacht, den Blumen frisches Wasser zu geben? ... Waren das doch schöne Ferien! Jetzt fällt das Arbeiten mir wieder schwer, ich möchte gern etwas andres anfangen."

"Wahrhaftig, Fräulein Vivette gefällt das Arbeiten nicht mehr", spottete ich. "Böses Mädchen ..."

Zärtlich schält ich sie, doch meine kleine Freundin war ganz traurig und wiederholte eigensinnig: "Ich bin nicht glücklich."

Bald aber hatte sie sich im Atelier wieder eingelebt, und ihre Fröhlichkeit war wiedergekehrt. Eines Abends kam sie mit einer Freundin an, einer Blonden, deren Mund stets zum Lachen bereit war und die sich anscheinend die Augenbrauen mit einem abgebrannten Streichholz färbte.

"Meine Kollegin Andrée", stellte sie vor. "Wir arbeiten im gleichen Atelier."

Auch Andrée liebte nicht die Schneiderei, ebenfalls nicht die enge Wohnung in der Rue Clignancourt, wo sie bei ihrer Tante wohnte. Sie wollte sich so gern amüsieren, das »Leben genießen«, sagte sie. "Und trotzdem anständig bleiben, nicht? ... Denn das kann man doch dabei."

Anfangs mißfiel es mir, daß Vivette dieses allzu gewitzte Mädcl zu ihrer Freundin gemacht hatte; da sie aber lustig und hübsch war, fühlte ich mich bald wohl in ihrer Gesellschaft.

Sehr oft kam sie mit uns hinauf; und eines Abends, als Vivette durch eine eilige Bestellung noch im Atelier zurückgehalten wurde, geschah es, daß ich allein mit ihrer Freundin zur Butte emporstieg.

Sobald wir allein waren, schaute sie mich schelmisch an, und ohne ein Wort zu verlieren, nahm ich sie mit mir nach Hause.

Bei ihr hatte ich nicht die geringsten Bedenken. Sie wehrte sich nicht mit einer einzigen Geste und gab sich ganz einfach hin als ein hübsches, gefälliges Mädchen, das nichts Besseres zu verschenken hat.

An den folgenden Tagen war ich ein wenig befangen, daß ich zwischen Vivette und ihr stand. Ich bangte davor, in den reinen Augen meiner kleinen Freundin einen Argwohn aufschimmern zu sehen; und niemals habe ich sie so sehr geliebt wie zu jener Zeit, als ich sie zu verlieren glaubte. Doch Andrée war verschwiegen, und nur ich konnte die Bedeutung eines Augenzwinkerns oder eines festeren Händedrucks erraten.

Da sie Seite an Seite arbeiteten, hatten sie tagsüber genügend Zeit zu schwatzen, und abends kamen sie dann ganz aufgeregt und erfüllt von schönen Plänen zu mir.

"Nein, es ist wirklich zu dumm, daß man sein ganzes Leben im Atelier verbringen soll", meinten sie. "Mannequin, das wäre schon etwas Besseres." Sie verdienen mehr als wir und tun nichts ... Ganz gewiß haben wir eine ebenso gute Figur wie sie ... Und später werden sie in einem Theater engagiert für Modenvorfürungen, und wenn sie es verstehen, werden sie Künstlerinnen. Ah, Sie kennen doch viele Leute vom Theater, und wenn Sie ein wenig nett wären ..."

Sie quälten mich so lange, bis ich schließlich Andrée dem Direktor eines Variététheaters vorstellte, das eine Revue vorbereitete und hübsche Mädchen suchte. Noch am gleichen Tage wurde sie auf ihr Lächeln und ihre schönen Wäden hin aufgenommen.



Einen Monat lang hörten wir nichts mehr von ihr. Dann schrieb sie am Tage vor der Erstaufführung ihrer Freundin, sie möge sie im Theater aufsuchen. Ich begleitete Vivette, die ein neues Kleid und einen Federhut trug. Ganz geblendet bewunderte meine kleine Freundin ihre Kameradin, die in einem unglaublichen Kostüm auf der Bühne umherstolztierte, in enganliegenden grauen Beinkleidern, die sich ihren Schenkeln anschmiegten.

In der Pause besuchten wir Andrée im Ankleideraum, wo drei halbnackte Statistinnen sich umkleideten.

Als Andrée uns erblickte, stieß sie einen Freudenschrei aus und küßte uns alle beide. Lachend und alle Augenblicke von ihrem Thema abschweifend, erzählte sie Vivette von ihrem Freund, dem großen Blondem, der in der Proszeniumsloge sitze, von ihren nächsten Rollen, einem Stück, worin sie eine Gesangsrolle haben werde, vom Direktor, der ihr eine Gagenaufbesserung versprochen habe. Vivette lauschte wortlos und staunte mit großen Augen.

Auf dem Heimweg vom Theater war sie nachdenklich.

„Was hast du, Vivette? Freust du dich nicht, daß du deine Freundin wieder-gesehen hast?“

Sie antwortete nicht. Den Kopf gesenkt, schritt sie an meinem Arm, und im Licht der Schaufenster sah ich, wie sie an ihrer Lippe nagte.

„Warum hast du dich für Andrée eingesetzt und nicht auch für mich?“ fragte sie mich schließlich mit einer Stimme, die weniger sanft war als gewöhnlich.

„Warum?“ rief ich. „Sie und du, das ist doch schließlich nicht dasselbe... Weil ich dich sehr lieb habe, weil ich dich achte und nicht will, daß du in eine solche Umgebung gerätst... Was wird denn aus deiner Freundin Andrée werden? Eine Nutte. Nichts andres... Überleg doch nur, Vivette, wie häßlich das ist!... Ach, ich weiß ganz gut, wie hart es manchmal ist, daß man arbeiten muß, während das Nichtstun doch so schön wäre... Wenn man dagegen ein anständiges Leben führt, sich selbst achten und sich sagen kann, daß ein ruhiges Glück...“

Ach, wie habe ich dir zugeredet, meine gute Vivette, mit solchen schönen, hohlen Phrasen, während ich deinen gesenkten Nacken streichelte.

Jahre sind dahingegangen. Eines Tages hast du sicher auf der Straße vor der Tür eines berühmten Schneiders deine Freundin getroffen, als sie gerade aus dem Wagen stieg. Glücklicherweise, dich wiederzusehen, ist sie dir um den Hals gefallen. Aber ich kenne dich: du bist kalt geblieben. Beinahe feindlich, wider Willen. Du hast den Schmuck betrachtet, die Kleidung, auch den Wagen, ohne Fragen zu stellen. Dieser eleganten Frau würdest du nicht deine Geschichte erzählen: ein bescheidener Haushalt, ein bescheidenes Glück; er irgendwo auf einem Büro, du in einem Atelier... Dann, während ihr belanglose Worte austauschtet, glaubtest du Mitleid in ihren Augen zu lesen. Sie hatte deinen abgetragenen Mantel und die ausgetretenen Schuhe bemerkt. Vielleicht auch die Augenlider, die zu welken begannen. Mit einem Stich im Herzen hast du dich dann verabschiedet, und ohne dich umzuwenden, bist du gegangen. Mit kleinen hurtigen Schritten, die auf dem Pflaster hallten.

In diesem Augenblick, fürchte ich, hast du an mich gedacht. Ich glaube deine bebende Stimme zu hören: „Banause... ekelhafter Banause...“

Ja, so sagtest du.

Und doch, ich hab' dich sehr geliebt, Vivette...

# Literarische Rundschau

## Politik und Geschichte

Das Buch „Bevin“ von Trevor Evans, übersetzt von Arthur Busse (Berlin, Verlag Archiv & Karte) ist eine mit Sachkunde, Verständnis und Sympathie lebendig geschriebene Biographie des englischen Außenministers. Nach einer Charakteristik Bevin wird sein Lebenslauf gegeben, der ihn vom einfachen Arbeiter über den Gewerkschaftsführer auf den Ministersessel führte, und Evans verweilt lange genug bei den einzelnen Stationen dieses erstaunlichen Lebensweges, um Bevin's Wesen und Werden ganz verständlich zu machen. Dieser englische Außenminister hat ein volles Recht, sich einen Vertreter der Arbeiterschaft zu nennen. Er ist ein im Kern echter Mann und verfügt über die intuitive Erkenntnis, die ihn die Schwächen seines Landes und seiner Gegner klar erkennen läßt. Es ist Tragik um ihn, weil ein Mann seiner großen Fähigkeiten gezwungen war, an maßgebender Stelle schmerzliche Verluste für das Empire hinzunehmen und geschichtliche Verzichtse selber zu verantworten. Aber seine feste und unerschütterbare Zuversicht auf eine neue Ordnung der Menschenwelt sind ungebrochen. Charakteristisch für ihn ist das Wort: „Wenn wir Vertrauen zueinander haben, dann können wir miteinander verwachsen; ich wiederhole: wir können miteinander verwachsen. Gerade die Aufgabe dieses Miteinanderverwachsens, das ist das Ziel meiner Politik.“ — Eine willkommene Ergänzung zu dem Lebensbild von Bevin bildet die Schrift: „Der Sozialismus der Fabier“ von Edgar Reichel (Heidelberg, Lambert Schneider-Verlag, RM 5,—). Dieser Beitrag zur Ideengeschichte des modernen Sozialismus in England kommt spät, aber nicht zu spät. Man lernt aus ihm, warum der Kreis der Fabier mit ihrem Kleingut zu einer geistigen Macht geworden war. Die „Fabian Society“, bekanntlich 1883 von Radikalen aus dem bürgerlichen Lager, unter ihnen G. B. Shaw, gegründet, wählte ihren Namen nach dem Römer Fabius Cunctator, dem großen Zauderer. Sie betonte damit ihren Willen, den Land-

besitz und das Industriekapital zaudernd, langsam, d. h. in organischer Entwicklung, zu sozialisieren. Die Labour Party bezog von diesem Kreis ihre Ideologie, aber der mittelbare Einfluß der Fabier reicht sehr viel weiter noch. Der Fabianismus kann mit dem gleichen Recht wie der Marxismus sich „Wissenschaftlicher Sozialismus“ nennen, aber er vermeidet die Einseitigkeit, eine rein proletarische Soziologie und Nationalökonomie aufzubauen. Der Fabianismus knüpfte an die Lehren von Ricardo, John Stuart Mill und anderen an. Reichel geht so weit, zu behaupten, daß es heute nur die Alternative gäbe, da der Kapitalismus restlos abgewirtschaftet habe: den totalitären Sozialismus des Ostens oder den individualistischen und demokratischen Sozialismus des Westens, wie er von Labour und dem Fabianismus getragen wird. Im Gegensatz zum Marxismus ist der Fabianismus keine starre Doktrin. Wir können aus diesem Buche sehr viel lernen. Es hält sich fern von jeder billigen Polemik und vermittelt Erkenntnis. Das Buch ist durchaus kritisch. Es bringt im Anhang neben dem Literaturverzeichnis die „Grundlagen der Gesellschaft der Fabier“ und die „Regeln der Gesellschaft der Fabier“. — Das Ringen um Klarheit über die Beziehungen zwischen Mensch und Staat sowie zwischen Volk und Staat, um die großen Fragen des Abendlandes und um eine neue soziale Ordnung geht fort. Es liegen zahlreiche neue Schriften zu diesem Thema vor, die hier ihre Erwähnung finden sollen. — Rudolf Pamperriens Schrift unter dem Titel „Mensch und Staat“ (Berlin-Wilmersdorf, Arani-Verlag, RM 2,50) untersucht in klarer und nüchterner Art alle die Fragen unter neuen soziologischen Gesichtspunkten, die das Verhältnis zwischen Mensch und Staat aufwirft. Nach dem Beispiel der Familie prüft er die Funktionen des Staates: Anspruch auf Abgrenzung nach außen, Schutz und Zuteilung. Er gibt auch eine neue Begründung der alten Menschheitsforderungen auf Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Wir sehen in dieser Schrift einen wesentlichen Beitrag zur Klärung. — Im Radio



Stuttgart hat Fritz Ermarth eine Reihe von Vorträgen gehalten über das Thema „Volk und Staat“ (Karlsruhe, Verlag Volk und Zeit). Der ausgesprochene Zweck dieser Vorträge, von denen jetzt zehn in dem Buch vereint sind, ging dahin, das Interesse der Menschen für diese Fragen zu wecken, ohne sie über ihre Pflichten belehren zu wollen. Auch diese Veröffentlichung ist als ein nützlicher Beitrag anzusprechen. — In seiner Schrift „Vom Wesen der Demokratie“ (Bonn, Verlag Götz Schwippert) setzt Ernst von Hippel sich mit dem heute so arg mißverständenen Begriff auseinander. Er geht aus von dem Begriff des Reiches im Mittelalter und leitet daraus die Thesen ab für das Wesen und den Aufbau der wahren Demokratie. Er will dazu beitragen, daß in Europa wieder eine echte Wertskala anerkannt wird und plädiert für eine zweite Kammer, einen Senat, neben der verfassunggebenden Versammlung, also für eine Institution, die in der Lage ist, Entschlüsse der andern Instanz in Ruhe und Besonnenheit zu überprüfen. — Ein weiterer Beitrag zur Klärung des Begriffs der Demokratie ist der Vortrag von Karl Büchner „Die römische Republik im römischen Staatsdenken“ (Freiburg i. Breisgau, Verlag Karl Alber), der in dem von der Universität Freiburg im Sommersemester 1946 veranstalteten Zyklus „Wesen und Formen der Demokratie“ gehalten wurde. — Die Arbeit von Alois Winkhofer „Die abendländische Schuld und ihre Auswirkung in der Gegenwart“ (Stuttgart, Schwaben-Verlag, RM 2,50) ist in hohem Grade geeignet, die gesamte Menschheit zum Nachdenken über die wahren Ursachen des allgemeinen Verfalls zu bringen. Winkhofer geht aus von der deutschen Schuld und kommt von ihr zur abendländischen Schuld, die er im wesentlichen im Abfall vom Christentum sieht und der nahezu-totalen Säkularisation. Aus dieser Perspektive ordnet er dann die deutsche Schuld ein als eine Frucht der abendländischen Schuld. Der große Ernst und das hohe Ethos des Verfassers können zur Gesundung und Selbstbesinnung wesentlich beitragen. — Das Welt-Rundschreiben von Papst Pius XI. über die gesellschaftliche Ordnung, ihre Wiederherstellung und ihre Vollendung nach

dem Heilsplan der Frohbotschaft zum 40. Jahrestag des Rundschreibens Leos XIII. „Rerum Novarum“ mit dem Titel „Quadragesimo Anno“ ist vom Bischöflichen Ordinariat Berlin herausgegeben (Berlin, Morus-Verlag, RM 1,—). Diese Veröffentlichung ermöglicht, die Ansichten des Heiligen Stuhls zu diesen entscheidenden Fragen der Menschheit kennenzulernen und sie bei der Neuordnung fruchtbar zu machen. — Im gleichen Verlag erschienen „Hirtenworte in ernster Zeit“ (RM 2,80), enthaltend die Kundgebungen des Bischofs von Berlin Konrad Kardinal von Preysing in den Jahren 1945—1947. Ein kurzer Abschnitt geht den Hirtenworten voraus, der mit Recht die Bezeichnung trägt: Die nationalsozialistische Christenverfolgung. Daran schließen nach der Gedenkpredigt für Domprobst Bernhard Lichtenberg die Hirtenworte des Kardinals bis zur Osterbotschaft 1947 an, in der er Bericht erstattet über seine Reise nach den Vereinigten Staaten und dankbar der Hilfe von jenseits des Ozeans an das leidende deutsche Volk gedenkt. — In der Schriftenreihe: „Europäische Dokumente“, die Rudolf Schneider-Schelde herausgibt, ist als Heft 9 erschienen: „Victor Gollancz: Rettet Europa!“ von F. M. Reifferscheidt (München, Kurt Desch-Verlag). Schneider-Schelde schrieb ein eindringliches Vorwort. Uns erscheint es als ein besonderer Verdienst, daß die Arbeit von Victor Gollancz, dessen Namen in Deutschland allgemein bekannt geworden und von dem Glanz echter Nächstenliebe umgeben ist, in so überzeugender Form von Reifferscheidt herausgestellt wird. Man schöpft aus ihr nicht nur Selbstbesinnung und Trost, sondern, soweit die Herzen nicht verhärtet sind, auch ein Gefühl tiefer Beschämung. — Eine sachliche und zugleich sehr kritische Betrachtung bringt die Broschüre von Fred M. Larsen „Dreißig Jahre Sowjetunion“ (Karlsruhe, Verlag Volk und Zeit). Hier werden Tatsachen beigebracht, die in den Jubiläumsartikeln der Presse nicht immer gebührend gewürdigt worden sind. Am Schluß stehen die Fragen, wie sich der Mangel einer gesellschaftlichen Moral auf das öffentliche Leben auswirkt und wie eine Gesellschaft, die jede Möglichkeit einer warnenden Kritik unterdrückt, gerade der



Kräfte verlustig geht, deren sie zur Selbstprüfung und Selbstreinigung dringend bedarf.

Aus Maximilian Hardens Schriften ist ein „Maximilian - Harden - Brevier“ zusammengestellt worden, herausgegeben von Elfriede Schmältz (Berlin, Verlag Bruno Henschel & Sohn). Aus gründlicher Kenntnis von Hardens Wirken hat die Herausgeberin Aussprüche von ihm in drei Abschnitten zusammengefaßt: Der Mensch; Der Kritiker; Der Politiker. Wer sich aus seiner eigenen Jugend noch daran erinnert, welche Sensation und welches Erlebnis jede einzelne Nummer von Hardens „Zukunft“ gerade für junge Menschen bedeutete, der wird einem solchen Brevier zustimmen, weil vieles von dem, was nicht nur dem Tage gehörte, bleibenden Wert behält. Und das ist zwanzig Jahre nach dem Tode Hardens recht viel. — Ferner sei noch eine kleine Schrift erwähnt: Ein Dokumentenfund „Aus Görings Schreibtisch“ (Berlin, Allgemeiner deutscher Verlag). Die Bearbeitung der Briefe und Schriftstücke, die sich in Görings Schreibtisch fanden, unternahm T. R. Emessen. Hier sprechen die Dokumente stärker als der verbindende Text, den ein geschulter Historiker doch noch wirkungsvoller und noch stärker die Bedeutung dieser Schriftstücke erschöpfend hätte gestalten können. Starke Worte allein tun es nicht. Aber trotzdem bleibt der Abdruck dieser für manche sehr kompromittierenden Dokumente eine bedeutsame Ergänzung historischer Forschung in der verschwundenen Zeit. — Aus dem Gefühl der Notwendigkeit heraus, daß eine Überprüfung der Geschichte aller Völker nach dem totalen Zusammenbruch Europas notwendig sei, hat man schon während des Krieges begonnen, für das deutsche Volk ein neues Geschichtsbuch herzustellen. Es soll sich in drei Bände gliedern. Der erste Band wird die Kultur des Mittelmeeres behandeln in zehn Büchern, der zweite die Herrschaft Europas in zwei Teilen, von denen der zweite Teil jetzt erschienen ist, umfassend die Abschnitte: Reformation und Gegenreformation; Revolution des Bürgertums; Das europäische Staatensystem. Der erste Teil des zweiten Bandes soll bringen „Die Feudalzeit bis zur Renaissance“. Endlich wird der dritte Band, den Kampf um die Welt darstellen, bis zur Hitlerzeit. Das Unternehmen ist mutig und ist problematisch

in einem. Hierüber wird noch manches zu sagen sein, und es ist zu erwarten, daß die Diskussion bald beginnt. Der Verlag Suhrkamp-Berlin, der die Herausgabe dieses Geschichtswerks übernommen hat, teilt die Grundsätze mit, nach denen es gestaltet ist. Es ist kein Schulbuchttypus beabsichtigt, sondern ein Buch, zu dem auch der Erwachsene jederzeit in seiner Bibliothek greifen wird. Ferner geht die Darstellung bewußt über den üblichen Schulrahmen hinaus, d. h., daß dieses Buch mehr zum Selbststudium als zum Leitfaden für den Unterricht gedacht ist. Es ist auch berücksichtigt, daß neben dieser Arbeit ein Lesewerk vorbereitet wird, das Erzählung, Lyrik, Philosophie, Wissenschaft, Betrachtung und Essayistik aus den entsprechenden Geschichtsperioden bringen wird. — In seinem Werte gar nicht hoch genug einzuschätzen ist die Herausgabe von José Ortega y Gasset's Schrift „Der Aufstand der Massen“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, RM 1,—) in der deutschen Übersetzung von Helene Weyl. Diese Schrift erscheint in der Reihe der sogenannten Rotationsbroschüren, deren Auswahl maßgebend von der Publications Control Branch München bestimmt wird. Die Auflagenhöhe beträgt zwischen 50 000 und 75 000. — Der große spanische Denker hat hier in dem Kampf gegen die Vermassung der Menschheit eine Waffe geschaffen, die die weiteste Verbreitung erfordert. Das Problem, mit dem er und wir ringen, ist, daß Europa den Glauben an sittliche Normen verloren hat. Wir würden ja gern bereit sein, mit den Anhängern des Massenmenschentums zu diskutieren, wenn sie an die Stelle einer veralteten Moral eine neue hohe Moral setzen wollten. Aber davon ist ja gar nicht die Rede. Die Anhänger des Massenmenschentums erheben den Anspruch, ohne jede moralischen Bindungen zu leben. Und das ist der Weg in den Abgrund. D. R.

### Nun singen sie wieder

Das Stück des Schweizer Dichters Max Frisch, „Nun singen sie wieder“ (Basel, Benno Schwabe) wurde an mehreren deutschen Bühnen aufgeführt und fand recht geteilte Aufnahme. Es trägt den Untertitel „Versuch eines Requiem's“, eines Requiem's für die Toten des zweiten Weltkrieges. Es ist ein



mutiges, daher unbequemes Stück. Unbequem nicht allein, weil uns in dem Stück das satanische Geheul der Fliegeralarmsirenen wieder entgegenschreit, weil es die Erinnerung an durch Bombendetonationen, Phosphorgestank und durch sonstige Segnungen der modernen totalen Kriegstechnik geschwängerte Kellernächte wachruft; nein, weil es mit Elan sich an viele Probleme, die sich aus dieser Zeit ergeben, heranwagt und sie zu lösen versucht. Die Handlung des Stückes, sofern man überhaupt von einer solchen sprechen kann, zeigt uns im ersten Teil zwei deutsche Soldaten nach einer Geiselschießung, eine alliierte Fliegerbesatzung vor dem Einsatz, die Angehörigen der deutschen Soldaten vor und während eines Luftangriffes im Keller. Episodenhaft taucht einer der deutschen Soldaten vor dem Fliegeralarm zu Hause auf, er ist desertiert und erhängt sich dann aus Gewissensqual und um seine Angehörigen vor Verfolgung zu schützen. Überhaupt, es sterben sehr viele in diesem Stück, bis zum ersten Bild des zweiten Teiles insgesamt 27 Menschen, nämlich 21 Geiseln, ein Pope (der nachträglich erschossen wurde, um ihn an Aussagen über die Geiselschießung zu hindern), fünf Flieger, einer der deutschen Soldaten, seine Frau und sein Kind.

Im zweiten Teil wird das Stück sehr zeitgenössisch — es treten fast nur noch Tote auf. Und das muß sein, denn sie sollen uns zeigen, unter sachkundiger Leitung des Popen, wie sie nun ein neues Leben zusammen führen, getreu den Worten eines abgestürzten Fliegers: „Es wird das Leben sein, das wir zusammen hätten führen können; es wird die Reue sein, wo wir uns alle finden.“ So leben sie in einem abgebrannten Kloster, backen sich ihr Brot selber von Korn, das der Krieg vernichtet hat — Brot rationierung kaum nötig — diskutieren und singen einen Choral, wenn sie es schießen hören. Nur zweimal wird dieses Idyll noch durch lebende Wesen gestört. Einmal durch die Erschießung eines Oberlehrers, des Vaters des desertierten deutschen Soldaten Karl, durch seinen Lieblingsschüler, den Kameraden von Karl. Und das zweite Mal durch die feierliche Kranzniederlegung der Überlebenden am Grabe der abgestürzten Flieger, die, im Hintergrund stehend, für die Überlebenden natürlich ungesehen, der Zeremonie beiwohnen und

bittere Bemerkungen machen. Und hier liegt ohne Zweifel der szenische Höhepunkt des Stückes. Diese Zeremonie, wieder mit den uns altbekannten Requisiten ausgestattet, als da sind Frack, Zylinder, schwarzes langes Kleid, einige im rechten Moment hervorgestoßene Tränen, eine vor Rührung zitternde männliche Stimme, die Sätze murmelt wie etwa: Sie starben nicht umsonst..., sie werden gerächt werden, wir werden wieder aufbauen, schöner als es vorher war..., der Sieg ist unser, Kameraden..., finden den Kommentar, der in jedem der jungen Hörer lebhaftes Echo weckte und sie das Stück applaudieren ließ. Einer der toten Flieger sagt nämlich: „Nun legen sie den Kranz! Damit es ihnen wohler ist, wenn sie gehen. Und auch die Schleife; so, damit der liebe Gott sie lesen kann... Sie machen aus unserem Tode, was ihnen gefällt, was ihnen nützt. Sie nehmen die Worte aus unserem Leben, sie machen ein Vermächtnis daraus, wie sie es nennen, und lassen uns nicht reifer werden, als sie selbst sind.“ —

Soviel zur Handlung. Wie gesagt, es werden viele Probleme angepackt — aber über den Versuch hinaus, sie einer Lösung entgegenzuführen, gelangt das Stück nicht. Es ist junger Wein, der noch gärt. Bewunderungswürdig ist aber, wie es dem jungen Schweizer gelingt, trotzdem er ja nur Zuschauer und Zuhörer des vergangenen Welt dramas war, sich in die Handlungen und Gefühle der Akteure hineinzuversetzen. Erfreulich, weil sich hier ein starkes dichterisches Talent ausweist, dessen weiteres Schaffen wir im Auge behalten müssen und dem wir auch Dank schulden für seine Bemühungen, unsere Probleme zu verstehen und ihnen dichterische Gestalt zu verleihen.

Jürgen Pechel

## Das gute Recht

Kasimir Edschmid ist ein kluger Mann, er kennt die Grenzen seines Talentes genau und hat deshalb darauf verzichtet, in dem umfangreichen Zeitroman mit dem obigen Titel (München, Desch) das zu versuchen, was Schriftsteller geringeren Formates vergeblich unternommen haben und was wohl zur Zeit nicht einmal einem Genie gelingen würde: das apokalyptische Grauen der Hitlerzeit,



des Krieges und des Zusammenbruches in monumentalen Bildern festzuhalten und jene verzweifelte Anklage gegen das Schicksal, die in allen Herzen lebt, zum Himmel emporzurufen. Er schildert nicht die Höllewelt der Konzentrationslager und der Zuchthäuser, der Bombennächte und des Hungers, des Elends der Vertriebenen; er gibt — was noch nie unternommen wurde — ein Bild des deutschen Alltags während der Kriegszeit, er gestaltet das Schicksal der Familie eines Schriftstellers, ihren zähen und beharrlichen Kampf um ihre private Freiheit, den sie mit Zwangsmietern führen müssen. Edschmid hat in der Figur des Hauptmanns Ziema, der mit einer zahlreichen Familie und sieben Musikinstrumenten in das Tiroler Heim des Schriftstellers Rotenhan (lies: Edschmid) eindringt und ihn unter lebhafter Unterstützung der „Partei“ wie der amtlichen Stellen und des aufgehetzten Hitlerpöbels kunstgerecht drangsaliiert, „einen uns allen wohlbekannten Typus hingestellt und läßt in diesen Kampf zwischen Hausbesitzer und Zwangsmieter das Geschehen des Krieges nur aus der Ferne hineinklingen. Die Dialoge, die naturgemäß einen großen Teil des aus Bericht, Tagebuch und Roman in eigenartiger Weise zusammengesetzten Werkes darstellen, sind vielleicht das Beste des Ganzen, und man wird bei den Erörterungen der Schuldfrage, des 20. Juli 1944, bei den Exkursen über Italien und Mussolini, bei den Gesprächen der gefangenen deutschen Offiziere, die in knappster Form

die Tragödie des Offizierkorps aufrollen, man wird bei allen diesen Glanzstellen an das Wort Lawrence Sternes erinnert, „Digressions are the sunshine“. Mit klaren blitzenden Formulierungen wird hier fast immer ins Schwarze getroffen, und der nachdenkliche Leser findet immer neuen Stoff zu Rede und Gegenrede. Was aber das Wichtigste ist: Das ganze Buch ist eine einzige großgedachte und offenherzig-kühne Antwort auf die vom Auslande her so oft gehörte Frage an jeden denkenden Deutschen, was er denn gegen das Regime getan und geleistet habe.

H. St.

### Begegnung mit Rilke

Wesen und Aufgabe des Dichters und der Dichtung bei Rilke zu bestimmen, bemüht sich Hermann Kunisch in seinem Buche „Rainer Maria Rilke, Dasein und Dichtung“ (Berlin, Duncker & Humblot). Er sucht „durch die Klärung der Frage, welche Anschauungen Rilke selbst über den Beruf seiner Kunst gehabt habe, Zugang zu dem schwierigen und auf weit: Sicht noch unzugänglichen Werk des Dichters zu finden“. Die gründliche und gewissenhafte Arbeit, der Strenge und Zucht Rilkes würdig, zeugt von tiefem Eindringen in Wesen und Werk des Dichters und weiß manches Dunkel mit hellem Licht zu durchdringen, eine feine und willkommene Gabe für alle Rilkefreunde.

Emil Böhmer

## VERZEICHNIS DER MITARBEITER

Paul Dehnert, Bernöwe. — Dr. Roman Boos, Arlesheim (Baselland), 9. 1. 1889, Zürich. — Dr. Ernst Brödner, Bielefeld, 30. 5. 1907, Gnaschwitz. — Resident a. D. Dr. Leo v. Boxberger, Marburg, 5. 9. 1879, Schenklingfeld. — Dr. med. Hans-Günther Breßler, Windisch (Aargau), 30. 4. 1911, Jauer. — Walther Heuer, Hamburg. — Elinor v. Puttkamer, Heidelberg. — Harald Hansen, Bad Pyrmont, 3. 8. 1913, Kiel. — Dr. Hanns-Erich Haack, Diessen. — Rudolf Hagelstange, Heuer-Iserlohn (Daten werden nachgetragen). — Paul Rothenbücher, Schloß Ascholding (Daten werden nachgetragen). — Franz Evers.†. — Prof. Friedrich Lenz, Berlin, 8. 12. 1885, Marburg. — Roland Dorgelès (Leclavelé), 1886, Amiens. — Wilhelm Maria Lüsberg (Anschrift wird nachgetragen), 27. 1. 1901, Bonn. — Jürgen Pechel, Lochham, 21. 11. 1925, Berlin. — Emil Böhmer, Tübingen.